



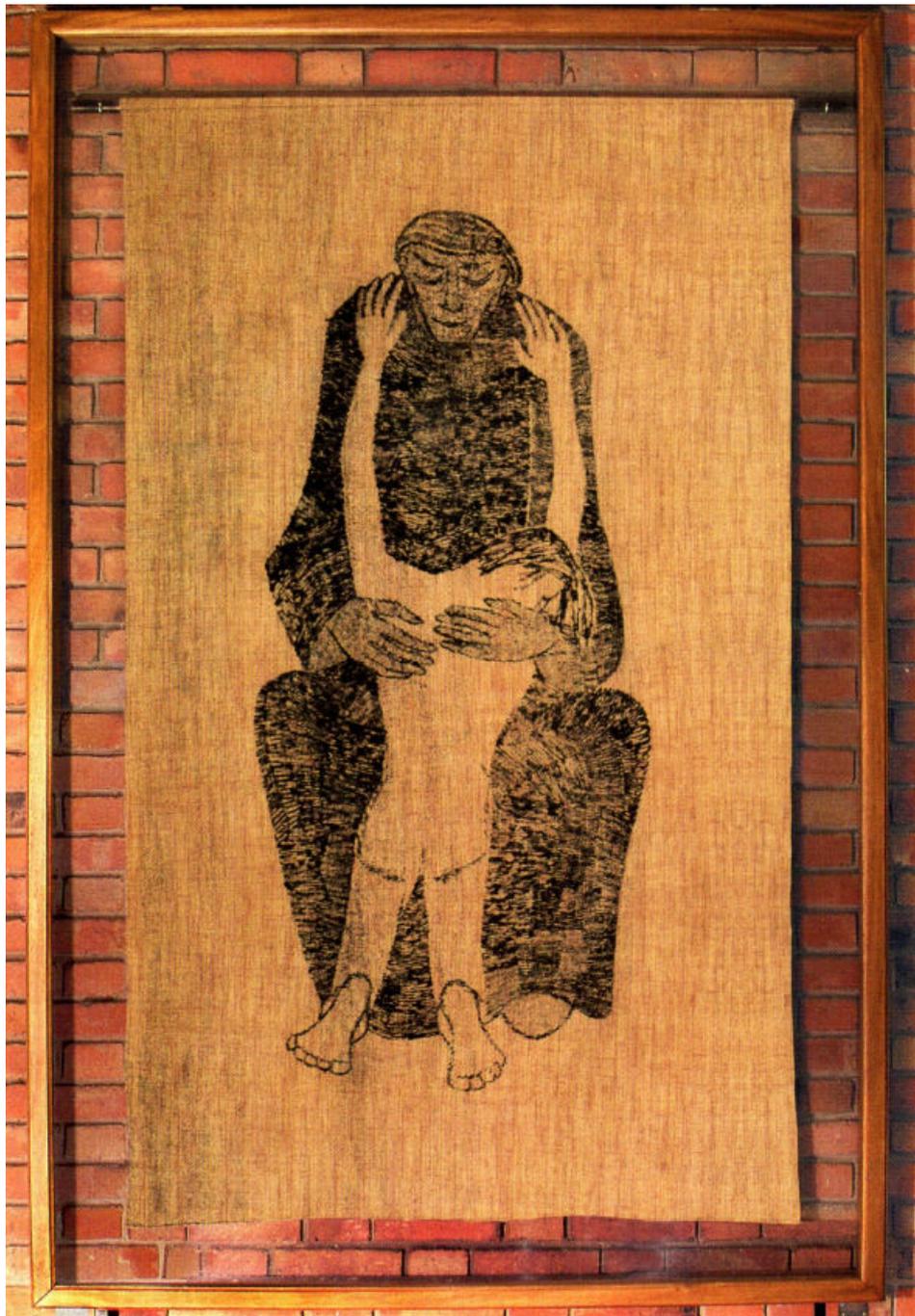
# Gerhardsbote

Mitteilungen des St. Gerhards-Werks e. V. und des Südostdeutschen Priesterwerks e. V.

Ausgabe 1

69. Jahrgang

Ostern 2024



Der verlorene Sohn, Grethe Badenheuer, 1950, St. Norbert-Kirche Friedland

## In diesem Heft finden Sie:

### SCHWERPUNKT

Ostergedanken von Weihbischof Dr. Reinhard Hauke .. 3	
Frieden mit der Vergangenheit der „Donauschwaben“ in Serbien .....	4
Ungarndeutsche Frauenschicksale nach 1944 .....	9
Die katholische Kirche in Ungarn und die Ungarndeutschen in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre .....	14

### BERICHTE AUS DEM GERHARDS-WERK

Fokus auf längerfristige Mentalitäten. Rückblick auf die Kulturtagung in Sindelfingen .....	16
Ausblick auf zwei weitere Kulturtagungen 2024 in München und Sindelfingen.....	18

### BLICK IN UNSERE NACHBARLÄNDER

Gerhardinum in Timișoara/Temeswar, die katholische Schule der Diözese .....	19
Ernennung und Einführung der neuen Domherren des Temeswarer Domkapitels.....	20
Sankt Sebastian-Gedenktag am Namenstag des Schutzheiligen in Zsámbék/Schambek.....	21
Programm der Wallfahrt 2024 nach Altötting .....	23
Termine, Bildnachweise und Links .....	24

## Liebe Leserinnen, liebe Leser,

der Osterbrief des „Gerhardsboten“ wünscht Ihnen mit den Gedanken des Beauftragten der Deutschen Bischofskonferenz für die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge, Weihbischof Dr. Reinhard Hauke, ein frohes Osterfest. Hören wir die Ermunterung, den Auferstandenen in unsere Gemeinschaften einzuladen, damit nicht der Zweifel, sondern die Freude dominiert.

Dazu stellt diese Ausgabe in diesem Jahr eine Initiative mit österlichem Charakter vor, die eine Gruppe Studierender aus Freiburg in den Osterwochen vor fünf Jahren in Serbien erlebte. Der Leiter der Exkursion, Prof. Dr. Michael Prosser-Schell, stellt sie unter der Überschrift „Frieden mit der Vergangenheit der ‚Donauschwaben‘ in Serbien“ vor. Sie passt sehr gut zum österlichen Thema von Versöhnung und Frieden. Sie weist darauf hin, wie Vergangenheits- und auch Gegenwartsbewältigung im multiethnischen Jugoslawien einen gemeinsamen äußeren Gegner gesucht und in den Donauschwaben und im Nazismus der Deutschen gefunden haben. Umso erfreulicher ist der Weg zum Status, den der vorliegende Beitrag aufzeichnet: Heute sind die Deportationen und Internierungslager ein Teil der Geschichte Jugoslawiens und Serbiens und ein elementarer Teil der Geschichte der Bundesrepublik Deutschlands. Für Prosser-Schell sind sie zudem auch „ein Teil der Kulturgeschichte des universalen Christentums, erkennbar an der

Symbolik der Denkmale und an der rituellen Praxis des Gedenkens“. Es sind Erinnerungsorte, die wir auch in Zukunft in unser Leben einbeziehen müssen, damit wir nicht vergessen, was sich nicht wiederholen sollte. Und hier wächst eine Pflege der Erinnerungskultur, die uns an vielen anderen Orten – auch in der Begegnung der Generationen – für einen friedvollen Umgang in Europa wichtig sein sollte. Wir müssen uns Gedanken machen, wie wir unsere Sensibilität für diese Aufgaben und unsere Erfahrungen als Nachkriegsvertriebene und deren Nachfahren für die nötige Verständigung der Kriegsgegner der 1990er Jahre auf dem Balkan einsetzen und fruchtbar machen können.

Die Bedeutung der Kirche und der Geistlichen für die Ungarndeutschen, die vertrieben wurden, aber auch für die, die verblieben und als Minderheit in einem kommunistischen Staat leben mussten, arbeitet der Beitrag von Frau Gajdos-Frank heraus. Religiöses Leben als Heimat, als Ort der Wiederbegegnung und vertrauter Rituale wird mitvollziehbar. Vor diesem Hintergrund richtet die Autorin einen paradigmatischen Fokus auf das Schicksal ungarndeutscher Frauen vor 80 Jahren. Bilder und Umstände, die das Leben der Frauen vor 1944 prägten, werden als Ausgangsbasis für die Untersuchung der Situation und des Schicksals nach Kriegsende vorgestellt, so die Verschleppung, Vertreibung und Internierung anhand aussagekräftiger und beeindruckender Beispiele.

Die Frühjahrsausgabe des „Gerhardsboten“ enthält traditionell Hinweise auf die Veranstaltungen des laufenden Jahres. So laden wir Sie auch in diesem Jahr zu den Wallfahrten in Bad Niedernau, Spaichingen und Altötting herzlich ein.

Aber auch zur Mitgliederversammlung am 26. Juli mit anschließender Vorführung des Films „Ein Franke lernte Polka“, mit dem Udo Pörschke die Situation der deutschen Minderheit im Süden Ungarns eindrücklich dokumentiert und auch deren Perspektiven nachspürt, laden wir herzlich ein. Nach der Filmvorführung gibt es Gelegenheit zum Gespräch mit ihm.

Ebenso laden wir Sie herzlich zu zwei Kulturtagungen ein: Am 25. Mai beschäftigen wir uns im Tagungshaus der Salesianer Don Boscos in München mit dem Thema „Aufklärung und Josephinismus in der Religiosität der Donauschwaben“; am 9. November im Haus der Donauschwaben in Sindelfingen mit der Reaktion auf den Josephinismus: „Verhärtete Frömmigkeit im 19. Jahrhundert“. Als kleine Einstimmung finden Sie in dieser Ausgabe einen Bericht über die Kulturtagung „300 Jahre Ansiedlung der Donauschwaben – religiöse Implikationen“ von Mitte November des vergangenen Jahres.

Wir wünschen eine anregende Lektüre!

*Rainer Bendel*

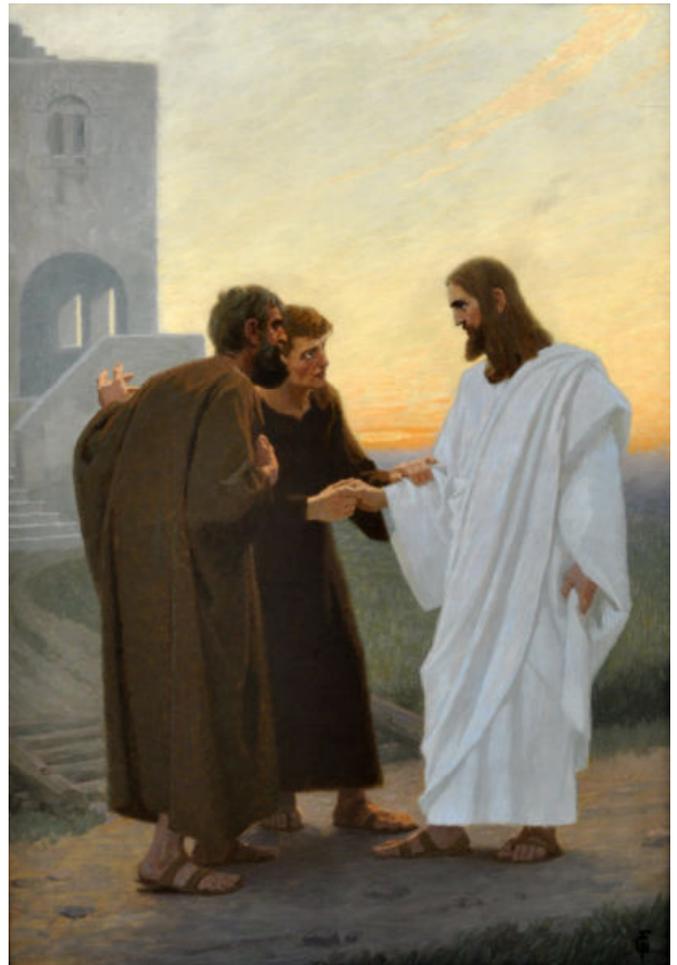
## Ostergedanken von Weihbischof Dr. Reinhard Hauke

Die Emmauserzählung beschreibt eine Christuserfahrung, die man eigentlich nicht beschreiben kann. Sie erzählt von den vielen Fragen, die entstehen, wenn berichtet wird: „Der Gekreuzigte lebt wieder!“ Sie entstehen, wenn erzählt wird: „Er war an unserem Tisch und wir haben ihn erkannt, als er das Brot brach!“ Sie wollten sagen: Das, was wir uns im Herzen gewünscht haben, ist eingetreten, aber wir konnten es nicht begreifen oder sogar festhalten, damit wir es auch anderen zeigen können. Ostern ist voller Sehnsucht und mit wunderbaren Antworten, bei denen unser Herz antwortet: „Ja!“, und unser Verstand sagt: „Das ist nicht möglich!“ Wem glauben wir?

Der Maler Gebhard Fugel (1863-1939), der durch zahlreiche Passionsbilder bekannt geworden ist, hat auch dieses Osterbild gemalt. Es zeigt wohl die Einladung der Emmausjünger an den Auferstandenen, den sie als Begleiter auf ihrem Heimweg erfahren und der ihnen in ihrer Traurigkeit helfen will. Sie berichten dem Wanderer, wie groß ihre Hoffnung war, dass Jesus von Nazareth der Messias ist, der die politische und religiöse Führung des Volkes Israel wieder übernimmt. „Wir aber hatten gehofft ...“, sagen sie und bringen damit ihre Enttäuschung zum Ausdruck, dass alles anders gekommen ist, als sie es erhofft hatten. Weil aber die religiösen Führer seine Hinrichtung verursacht hatten, scheinen die Emmausjünger auch der Meinung zu sein, dass alles seine Richtigkeit hatte und Jesus von Nazareth doch nicht der Messias war.

Die Einladung in das Haus war für die Emmausjünger ein Angebot, das sie auch jedem anderen Wanderer gemacht hätten. Hier jedoch beginnt für sie der Verkündigungsdienst des Auferstandenen. Aus der traditionellen Geste wird ein Aufbruch in ein neues Denken.

„Bleibe bei uns!“ – ein schönes Wort, das Sorge um den Gast und auch Freude an der Gemeinschaft mit ihm zum Ausdruck bringt. Dass Jesus, dem Auferstandenen, in der Nacht etwas zustößt, darum müssen wir uns nicht sorgen, denn sein neues Leben ist frei von Tod und Gefahr. Dieses Wort kann aber unsere Freude ausdrücken, die wir haben, wenn wir Jesus Christus in unserer Nähe wissen: beim Brechen des eucharistischen Brotes und auch bei den Tischgemeinschaften, die wir in unseren Wohnungen haben. Im Gottesdienst ist es üblich, die biblischen Texte zu hören, die vom neuen Leben Jesu und der Überraschung seiner Jünger berichten. Bei uns zu Hause sollten diese biblischen Gedanken auch eine Rolle spielen, wenn wir zu Gott beten und ihn um seinen Segen für unser Zuhause und die Speisen auf dem Tisch bitten. Ostern ist immer ein guter Anlass, die Gemeinschaft mit dem Auferstandenen neu zu suchen und ihn in unser Leben neu einzuladen. Ich bin sicher, dass dann das Osterlicht in unserem Leben neu aufleuchtet.



Ich wünsche Ihnen an diesem Osterfest 2024 die Freude am Sieg Jesu Christi über allen Zweifel, ob es gut ist, ihn in das Leben einzuladen.

In österlicher Freude grüßt Sie

*Weihbischof Dr. Reinhard Hauke*

# Frieden mit der Vergangenheit der „Donauschwaben“ in Serbien. Anhaltspunkte ihres „Verschwindens“ und ihres Andenkens am Beispiel des Ortes Banatsko Veliko Selo im westlichen Banatgebiet, heutige Region Vojvodina

Um zu erklären, warum man auch nach dem Krieg, während der ganzen Jahrzehnte der kommunistischen Tito-Regierung und anhaltend, weiter ein würdigendes Andenken an die unbestritten horriblen, ganz und gar völkerrechtswidrigen Gewalttaten an den Angehörigen der deutschen nationalen Minderheit unterband und warum man auch die historischen Kulturleistungen der Einwohnerschaft der „Donauschwaben“, also der „Volksdeutschen“ des Zweiten Weltkriegs, mit einem kompletten Tabu belegt hat, sei hier zunächst – gleichsam indirekt – die Beschreibung der Kriegs- und Nachkriegszeit des serbischen, in Southampton lehrenden Historikers Stevan Pavlowitch (2002) referiert.

Pavlowitch schildert aus serbischer Perspektive einen „Civil War“, einen Bürgerkrieg in den Jahren 1944 bis 1945 zwischen den verschiedenen Ethnien und verschiedenen Glaubensangehörigen Jugoslawiens, zwischen Serben (mehrheitlich orthodox, manche monarchistisch gesinnt, manche kommunistisch), Kroaten (mehrheitlich katholisch, manche politisch faschistisch, manche kommunistisch gesinnt), Montenegrinern (die als „achsenfreundlich“ galten), Albanern (ebenfalls als „achsenfreundlich“ eingestuft), Mazedoniern und Bosniern (manche muslimischen Glaubens, manche kommunistisch-atheistisch). In diesen politisch und ethnisch und konfessionell entzündeten, mit äußerster Brutalität

ausgetragenen Auseinandersetzungen ging es nicht nur um den Partisanenkrieg gegen die deutsche Wehrmacht bis 1944,<sup>1</sup> sondern auch um den Atheismus der kommunistischen Tito-Bewegung gegen christliche Glaubensrichtungen, gegen Anhänger der kroatischen Ustascha-Bewegung, gegen bosnische Muslime sowie gegen Anhänger des großserbischen Königtums in der serbischen und montenegrinischen Tschetnik-Bewegung. Der Bürgerkrieg der südslawischen Ethnien untereinander war also, wie Pavlowitch darlegt, „pitiless“, er wurde erbarungslos und mitleidlos geführt unter den Völkern Jugoslawiens – mit hohen Bevölkerungsverlusten.<sup>2</sup> Die kommunistischen Führer mussten um alles in der Welt eine Balance finden zwischen den verschiedenen „nationalities“, den ethnischen Gruppen/Nationalitäten,<sup>3</sup> und es musste der Antagonismus zwischen Kroaten und Serben eingedämmt werden. Ein zentral wichtiges Mittel dazu war eben die ständige Berufung auf den einen gemeinsamen Feind und auf den „Faschismus“ als Gegenbild und als immerzu weiter drohende Gefahr: Die damaligen Deutschen waren das gemeinsame Feindbild, das bleiben musste, um eine gemeinsame Identität in einer Ex-negativo-Vorstellung zu perpetuieren. Noch einmal, dies wäre dazuzusagen, um begreifen zu können, wie zentral in den Nachkriegsjahrzehnten ein sozusagen mythischer Feind aus der Vergangenheit des Krieges war, der die brutalen Gegensätze innerhalb der Jugoslawen selbst überdecken sollte.

Bis ein gemeinsames Gedenken von Serbien und Deutschland für die in den Grausamkeiten des Zweiten Weltkrieges und im nachfolgenden Bürgerkrieg zu Tode gekommenen Donauschwaben in Jugoslawien möglich war, hat es lange gedauert. Erst in der unmittelbaren Gegenwart der 2000er Jahre sind offizielle, gemeinsam durchgeführte zeremonielle Gedenk- und Erinnerungsakte möglich geworden. In Knićanin, dem größten Internierungslager Jugoslawiens mit zeitweilig bis zu 35.000 Insassen, steht heute ein Gedenkkreuz für die Donauschwaben, die an diesem Ort, der auf Deutsch Rudolfsgnad hieß, von 1945 bis 1948 umgekommen waren.<sup>4</sup> Auch bei Gakovo (deutsch Gakowa, ungarisch

---

<sup>1</sup> Casagrande, Thomas: Die volksdeutsche SS-Division „Prinz Eugen“. Die Banater Schwaben und die nationalsozialistischen Kriegsverbrechen, Frankfurt/Main-New York 2003, bes. 155-320.

<sup>2</sup> Pavlowitch, Stevan K.: Serbia. The History behind the Name, London 2002, 152f. Ich ziehe hier, wie gesagt, eine neuere Studie von einem serbischen Standpunkt heran. Für den deutschsprachigen akademischen Publikationskreis ist wohl die Arbeit Holm Sundhaussens maßgeblich: Sundhausen schätzt für das Gebiet ganz Jugoslawiens circa eine Million Kriegstote und einen immensen Gesamtbevölkerungstod von etwa 1,7 bis 2,2 Millionen Menschen – bei einer Einwohnerzahl von nur 13 Millionen. Siehe Sundhausen, Holm: Jugoslawien und seine Nachfolgestaaten 1943-2011, Wien-Köln-Weimar 2014, 72f. Siehe außerdem bei Calic, Marie-Janine: Geschichte Jugoslawiens im 20. Jahrhundert, München 2014, 169-180. Sundhausen macht in einer anderen einschlägigen Studie auch klar, dass

die Tito-Partisanen nach ihrem Sieg ihre vormals realen oder geglaubten Gegner mit ihren Familien brutalsten Gewalttätigkeiten, Todesmärschen, Deportationen und Hinrichtungen aussetzten – die kroatische „Heimwehr“, slowenische „Weißgardisten“, auch serbische Tschetniks oder das „Serbische Freiwilligenkorps“ neben den Volksdeutschen, an denen in Sippenhaft Vergeltung gegenüber der deutschen Besatzungsmacht geübt werden sollte. Vgl. Sundhausen, Holm: Geschichte Serbiens 19.-21. Jahrhundert, Wien-Köln-Weimar 2007, insbes. 330f., 335-337.

<sup>3</sup> Pavlowitch, Serbia, 158f.

<sup>4</sup> Im Jahr 2001 wurde die Gedenkstätte mit dem Kreuz, den Stelen für die notwendigen Inschriften und einer restaurierten Friedhofskapelle feierlich eingeweiht. Siehe [www.der-donauschwabe-mitteilungen.de](http://www.der-donauschwabe-mitteilungen.de), „Gedenkstätten Rudolfsgnad/Knicanin“, 72, Ausdruck vom 26. Januar 2022 im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

Gádor) findet sich nun ein hohes, 2004 beiderseits offiziell eingeweihtes Gedenkkreuz, gefertigt aus anthrazitfarbenem Metall, ohne Ornament, auf freiem Feld weit hin sichtbar.<sup>5</sup> Ebenfalls ein hohes Gedenkkreuz auf freiem Feld steht heute bei Bački Jarak/Jarek, 15 Kilometer nördlich von Novi Sad/Neusatz. Pur und schmucklos, aus Stein gefertigt, fixiert es heute in serbischer und deutscher Inschrift „[...] die Erinnerung an unsere donauschwäbischen Mitbürger, die im Internierungslager Bački Jarak ums Leben gekommen sind und hier ihre letzte Ruhe fanden“. In dieser festen Form wurde das Kreuz im Jahr 2017 im Beisein des serbischen Präsidenten Aleksandar Vučić, des Erzbischofs emeritus von Freiburg i. Br., Dr. Robert Zollitsch, und des Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten als Zeichen von „Versöhnung und Verständigung“ zeremoniell eingeweiht.<sup>6</sup> Von dem damaligen Lager selbst, bestehend von 1944 bis 1946, sieht man heute nichts mehr. Etwa gleichzeitig kam eine dezidiert plurifizierte Betrachtungsweise in der Geschichtsschreibung zur Geltung, in der mehrere Wissenschaftler der verschiedenen betroffenen Länder gemeinsam die Geschehnisse aus ihrer jeweiligen Sicht in den Blick nahmen. Besonders hingewiesen sei auf den 2016 von der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung und dem Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm unter Mitwirkung deutscher, schweizerischer, österreichischer, serbischer und kroatischer Autoren und Autorinnen herausgegebenen Sammelband „Vom ‚Verschwinden‘ der deutschsprachigen Minderheiten“.<sup>7</sup>

Im Frühjahr 2019 – 8. April, zur Vorosterwoche – konnte eine kleine Forschungsgruppe der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg während einer Exkursionsfahrt im ungarischen und rumänischen Banat auch das Westbanatgebiet in Serbien aufsuchen und dort im Ort Banatsko Veliko Selo Station machen.

Die Gemeinde Banatsko Veliko Selo liegt in der heutigen Autonomen Provinz Vojvodina, nahe der Grenze zu Rumänien. Sie gehört zum Kommunalverband der 13 Kilometer entfernten Stadt Kikinda. Banatsko Veliko Selo umfasst die drei seit dem 18. Jahrhundert von „Donauschwaben“ bewohnten Gemeinden Sankt Hubert, Charleville und Seultour. Diese Gemeinden waren nach 1770 systematisch nach den Plänen der habsburgischen Hofkammer angelegt worden; viele der Einwandererfamilien waren ursprünglich aus dem französischsprachigen Lothringen hierhergekommen, daher diese Namensgebung. Als Alltagssprache hatte sich nach zwei Generationen ein donauschwäbischer Dialekt durchgesetzt.<sup>8</sup> Konfessionell waren die Dörfer katholisch geprägt. Politisch befanden sich die drei Gemeinden zunächst in der dem Wiener Hof unterstehenden Hof- und Kammerdomäne Banat, gehörten bis zum Ersten Weltkrieg zum Königreich Ungarn innerhalb der Habsburgermonarchie und wurden nach dem Ersten Weltkrieg an das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen angegliedert. Hier war die Situation dann im und nach dem Zweiten Weltkrieg eine ganz andere als in Rumänien und Ungarn. Im Frühjahr 1945, nach dem Sieg der Tito-Partisanen in Jugoslawien, wurden die donauschwäbischen Einwohner aus ihren Häusern vertrieben und in Lager gebracht. Zuerst waren das „Ortslager“ direkt im Gemeindegebiet. Bald aber, ab Oktober 1945, wurden die nicht arbeitsfähigen Einwohner und Einwohnerinnen in Zentrallager verschleppt, so nach Molin (deutsch Molidorf, ungarisch Mollyfalva), dann aber auch in das Lager von Knićanin und in das Lager Gakovo.<sup>9</sup>

Wie oben bereits erwähnt, Orte wie Gakovo, Bački Jarak, Kruševlje/Kruschiwl, Molin und Knićanin sind mit Drangsal, entwürdigenden Arbeitsmethoden und Arbeitszumutungen, Folterungen und Tötungen nach der Eroberung durch die Tito-Partisanen verbunden.<sup>10</sup> Die gerade für die Schwaben besondere Tragik im jugo-

---

<sup>5</sup> Eine zeremonielle Weihefeier fand am 22. Mai 2004 statt. Siehe [www.der-donauschwabe-mitteilungen.de](http://www.der-donauschwabe-mitteilungen.de), „Gedenkstätte Gakovo/Gakowa eingeweiht“, 70, Ausdruck vom 26. Januar 2022 im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

<sup>6</sup> Siehe bei [www.koschyk.de](http://www.koschyk.de), „Bundesbeauftragter Koschyk besucht Gedenkstätte in Bački Jarak, Serbien“, Ausdruck vom 2. Mai 2022 im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

<sup>7</sup> Vom „Verschwinden“ der deutschsprachigen Minderheiten. Ein schwieriges Kapitel in der Geschichte Jugoslawiens 1941-1955, Berlin-Ulm 2016.

<sup>8</sup> Jedenfalls wurden diese Dörfer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu den „deutschen Gemeinden Südungarns“ gezählt. Szentkláray, Jenő: Die deutschen Gemeinden Südungarns, ihre Bewohner und deren Gebräuche, in: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Auf Anregung und unter Mitwirkung weiland Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf begonnen [...], Bd. 9: Ungarn, Wien 1891, 561, 590.

<sup>9</sup> Hess, Nikolaus/Gross, Michael: Heimatbuch der Banater Schwes-tergemeinden St. Hubert, Charleville, Soltur, München 1981, 495-503. Das Buch wird hier als Quelle verwendet.

<sup>10</sup> Im wissenschaftlichen Publikationskreis ist 2014 über das Gesamtgeschehen der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegsereignisse in Jugoslawien das dreibändige Werk über „Konflikt, Krieg und Völkermord in Ostmittel- und Südosteuropa“ des österreichischen Historikers Arnold Suppan erschienen. Es beschreibt die Vorkommnisse des Drangsal, der entwürdigenden Arbeitsmethoden und Arbeitszumutungen sowie der Folterungen und Tötungen; viele waren in die großen Internierungs- und „Todeslager“ des Partisanen-Gouvernements Jugoslawiens verschleppt worden: In der Studie liest man von den Orten Gakovo/Gakowa, Bački Jarak/Jarek, Kruševlje/Kruschiwl, Knićanin/Rudolfsgnad und Molin/Molidorf. Als Quellen zieht Suppan etwa zeitgenössische Denkschriften und Stellungnahmen des Internationalen Roten Kreuzes heran, ebenso zeitgenössische offizielle briefliche Eingaben (etwa an die Britische Botschaft in Belgrad), Berichte und Zeugenaussagen, behördliche Dokumente und Protokolle, schließlich auch Tagebücher. Suppan, Arnold: Hitler – Beneš – Tito. Konflikt, Krieg und Völkermord in Ostmittel- und Südosteuropa, Teil 2, Wien 2014, zu Jugoslawien 1275-1361 und zu den Lagern 1317-1334.

slawischen (West-) Banatgebiet bestand auch darin, dass viele von ihnen aufgrund der über mehrere Generationen erlebten gegenseitigen ethnischen Toleranz gehofft hatten, in ihren Häusern und Höfen an Leib und Leben unbeschadet verbleiben zu können.<sup>11</sup> Aus den Internierungslagern bzw. nach deren Schließung 1948/49 entkamen durch geduldete oder ermöglichte Flucht über Ungarn wohl mehrere Zehntausend Donauschwaben nach Österreich und Deutschland.<sup>12</sup> Etwa 62.000 der Deutschen Jugoslawiens wurden noch in den frühen 1950er Jahren, zumeist über das unter der Oberhoheit der Vereinten Nationen stehende, neutrale „Freie Territorium Triest“,<sup>13</sup> in Richtung Deutschland und Österreich überführt.

Nach den Angaben des weit nach dem Krieg, im Jahr 1981 in München erschienenen und aus der Erinnerung von Überlebenden initiierten und verfassten „Heimatbuches der Banater Schwestergemeinden St. Hubert, Charleville, Soltur“, das wir hier als Quelle nutzen, begann schon im Sommer 1945 die Kollektivierung der Landwirtschaft durch die Gründung einer Kolchose und damit die Durchsetzung des kommunistischen Weltanschauungssystems durch das AVNOJ-Gouvernement.<sup>14</sup>

Das bis 1944/45 gemeinsam genutzte römisch-katholische Kirchengebäude der Gemeinden ließen die neuen Machthaber im Jahr 1948 sprengen, die Mauersteine sowie die Grabsteine des damaligen Friedhofs wurden, so

das Heimatbuch, als Baumaterial für den Neubau von Häusern und anderen Dorfgebäuden verwendet.<sup>15</sup> Man muss sich dazu vor Augen halten, dass der Monopolspruch der nun kommunistischen Führung unter der Partei Titos sich auch auf dem Feld der Religion und Kultur Geltung zu verschaffen und das christliche Glaubenssystem durch eine atheistische Weltanschauung zu ersetzen beabsichtigte: Mit der Kirche und den kirchlich geprägten, traditionellen und demonstrativen Handlungsformen assoziierte das neue Gouvernement nicht nur einen „Aberglauben und eine falsche Weltsicht“, die der Entwicklung des „neuen (sozialistischen) Menschen“ hindernd im Wege stünden – es ging gerade auch um eine zu eliminierende Alternative im „Kampf um die ‚Seele‘ des Menschen“.<sup>16</sup> Und deshalb wurden nicht nur die römisch-katholischen, griechisch-katholischen und protestantischen, sondern auch die serbisch-orthodoxen und die muslimischen Sakralgebäude zweckentfremdet, teilweise sogar geschleift. Die entsprechenden religiösen Gebräuche wurden zurückgedrängt, bekämpft, verboten und konnten vielfach nurmehr klandestin ausgeübt werden. Auch der alte Friedhof von Banatsko Veliko Selo mit den Grabmalen und den Namen der schwäbischen Einwohner wurde abgerissen und – in einer radikalen *damnatio memoriae* – vollständig zum Verschwinden gebracht. Heute sieht man auf dem ehemaligen Kirchhofgelände nur Rasen und einige Bäume, nebenan steht nun ein jüngerer Gemeindehaus aus den 1970er Jahren.

---

<sup>11</sup> Wer die publizierten deutschsprachigen Zeitzeugenberichte liest, bemerkt, dass die Solidarität unter Nachbarn gemischtethnischer Dörfer teilweise Bestand hatte und die verfolgten Donauschwaben von nicht-schwäbischen Nachbardörfern aus Hilfe v. a. Nahrung erhielten. Die furchtbar gewalttätigen Ereignisse haben vor allem mit den ins Banat eingedrungenen Partisanen-Kämpferverbänden zu tun. Vgl. etwa bei: Vertreibung und Vertreibungsverbrechen 1945-1948. Bericht des Bundesarchivs vom 28. Mai 1974. Archivalien und ausgewählte Erlebnisberichte, Bonn 1989. – Weißbuch der Deutschen aus Jugoslawien. Erlebnisberichte 1944-1948, 2 Bde., München 1992 und 1993. Siehe auch bei Prosser-Schell, Michael: Volkskundliche Erhebungen zum jugoslawischen Batschka- und Banat-Gebiet im Lager Piding 1952-1954. Ein Bericht mit dem Versuch einer Kontextualisierung, in: Jahrbuch Kulturelle Kontexte des östlichen Europa 59 (2018), 81-94.

<sup>12</sup> Calic, Geschichte Jugoslawiens, 178f. – Janjetović, Zoran: Die Deutschen in Jugoslawien 1948-1960, in: Frank Spengler/Bence Bauer (Hgg.), Integration oder weitere Diskriminierung? Die Lage der Deutschen im Karpatenbecken in den 1950er Jahren, Budapest 2016, 49-65, hier 54. Janjetović spricht in diesem Zusammenhang sogar davon, dass in grenznahen Lagern die Flucht, zumeist über Ungarn, von schätzungsweise „mehreren zehntausend“ sogar „begünstigt“ worden sei, um die deutsche Minderheit, colloquial gesprochen, loszuwerden. Vgl. ebd., 54, dort auch Quellenangaben. Von den überwiegend im Banat- und Batschkagebiet, auch in Syrmien und Slawonien lebenden etwa 500.000 Deutschen, den „Donauschwaben“ Jugoslawiens, waren bereits 1944, zeitlich parallel zum Vormarsch der sowjetischen Armee nach Südosteuropa, viele durch die „Volksdeutsche Mittelstelle“ evakuiert bzw. zum Verlassen des Landes angehalten worden, sodass bei Kriegsende nur noch knapp 200.000 verblieben waren. Viele der übrigen wurden zu Todesopfern

der Racheaktionen der Tito-Partisanen oder wurden in Arbeits- und Internierungslagern verbracht; an die 50.000 Todesfälle werden hier geschätzt. Vgl. ebd. Manche wurden bis Ende 1949 in die Sowjetunion zur Zwangsarbeit deportiert, auszugehen ist von ca. 10.000 bis 12.000. Vgl. ebd. – Calic, Geschichte Jugoslawiens, 179. Nachweisbar hatten sich auch relativ wenige Angehörige der deutschen Minderheit für die kommunistische Bewegung der Tito-Partisanen eingesetzt und gekämpft, wie viele, ist nicht klar. Siehe Janjetović, Die Deutschen in Jugoslawien, 52, dort auch Quellenangaben.

<sup>13</sup> Das „Territorio Libero“ in Norddistrien mit der Stadt Triest bestand von 1947 bis 1954; auch etwa 200.000 italienische Flüchtlinge verließen gezwungenermaßen nach dem Zweiten Weltkrieg Jugoslawien. Näheres bei Cataruzza, Marina: Der „Exodus“ aus Istrien in der Geschichtsschreibung und im öffentlichen Diskurs Italiens, Sloweniens und Kroatiens, in: Peter Haslinger/K. Erik Franzen/Martin Schulze Wessel (Hgg.), Diskurse über Zwangsmigrationen in Zentraleuropa. Geschichtspolitik, Fachdebatten, literarisches und lokales Erinnern seit 1989, München 2008, 217-236. – Calic, Geschichte Jugoslawiens, 178-180.

<sup>14</sup> Hess/Gross, Heimatbuch der Banater Schwestergemeinden, 495.

<sup>15</sup> Ebd. Darin ist auf den Seiten 1 bis 299 die von Nikolaus Hess 1927 vorgelegte Dorfchronik vollständig enthalten. Im zweiten Teil, Seite 381, sieht man auf einer historischen Fotoaufnahme das alte Kirchengebäude, Seite 228 den alten Friedhof vor dem Zweiten Weltkrieg, dessen Lage m. E. nicht mit dem Gelände, das wir vor Augen hatten, übereinstimmt.

<sup>16</sup> Brunnbauer, Ulf: Gesellschaft und gesellschaftlicher Wandel in Südosteuropa nach 1945, in: Konrad Clewing/Oliver Jens Schmitt (Hgg.), Geschichte Südosteuropas. Vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart, Regensburg 2011, 651-702, hier 696.



*Heutiges Gemeindeverwaltungshaus von Banatsko Veliko Selo an der Stelle der alten banatschwäbischen Kirche und des alten Friedhofs*

Außerhalb der Siedlung findet man heute einen neuen Friedhof für die Gesamtgemeinde und ihre neuen Einwohner. Auf zahlreichen Grabsteinen bis zum Jahr 1990 zeigen sich viele rote Sterne, das bekannte Symbol der Kommunistischen Partei Jugoslawiens bzw. seit 1952 des Bundes der Kommunisten Jugoslawiens – aber keine Kreuze. Hingegen haben diejenigen Grabsteine, die in der aktuellen Zeitepoche, also nach dem Zerfall Jugoslawiens und des Tito-Staates aufgestellt worden sind – insbesondere diejenigen nach den 2000er Jahren –, wieder ein christlich-orthodoxes Kreuz als Zeichen.

In die geräumten Häuser von Sankt Hubert, Charleville und Seultour waren Menschen aus den bosnischen Bergen, insbesondere aus der Gegend um Bihać angesiedelt worden.<sup>17</sup>

Bei unserer Exkursion wurde uns eine von einer ortsansässigen Architektin und einem ortsansässigen Pressedakteur verfasste neue Ortsmonographie gezeigt. Dieses im internationalen Bibliotheksverkehr nicht verfügbare, in serbischer Sprache und kyrillischer Schrift gesetzte Lokalgeschichtsbuch – „Banatsko Veliko Selo. Die

Geschichte des Dorfes und seiner Menschen“ wäre die deutsche Titelübersetzung<sup>18</sup> – richtet sich dezidiert an einen kleinregional interessierten Publikumskreis. Insbesondere appelliert es an das Bewusstsein der lokalen Jugend, „damit auch die Nachkommen [der seit 1945 hier ansässigen Ortsbewohner] die lokale Geschichte aufnehmen und weitervermitteln“.<sup>19</sup> Wie andere Heimatbücher möchte auch dieses eine Antwort geben auf die Generationenfrage derjenigen Zeitphase, in der mittlerweile die letzten noch lebenden Ansiedler, die nach dem Krieg aus den bosnischen Bergen hierher umgesiedelt worden waren, hochbetagt sind und allmählich sterben werden: Das Buch betont die fleißig-arbeitsame Aufbau- und Infrastrukturleistung der neuen, aus den Gebirgsregionen Bosniens hierher umgesiedelten Einwohner nach dem Zweiten Weltkrieg.<sup>20</sup> Es betont, dass sie ihre eigenen Traditionen aus den bosnischen Bergen mitgebracht und lebendig erhalten hätten; das alte Herkunftsland Bosnien lebe so auch hier, im serbischen Banat weiter.<sup>21</sup> Der Neubau des serbisch-orthodoxen Kirchengebäudes von 2006 findet sich ebenfalls mit mehreren Seiten Text und Bild als eine mit lokalpatriotischem Stolz ausgeführte Leistung dargestellt.<sup>22</sup>



*Neues serbisch-orthodoxes Kirchengebäude (2006) in Banatsko Veliko Selo*

<sup>17</sup> Ilijašev, Biserka/Popović, Rajko-Rajo: Banatsko Veliko Selo. L'histoire du village et des gens, Kikinda 2018. Titelformulierung nach französischer Übersetzung auf Seite 186; kyrillische Originalschrift kann an dieser Stelle nicht wiedergegeben werden. Ein großer Dank für die Übertragung in lateinische Buchstaben und Übersetzung geht an Herrn Fabian Pasujkovic, Müllheim/Basel. In Bihać hatte Ende November 1942 die Gründungssitzung des Antifaschistischen Rats der Nationalen Befreiung Jugoslawiens (AVNOJ) stattgefunden. Der AVNOJ entzog der seinerzeit in London weilenden Exilregierung König Peters II. die Legitimation.

<sup>18</sup> Ebd., 186f. Der Exkursionsteilnehmer stud. phil. David Priedemann hat in engagierter und couragierter Weise einheimische Passanten angesprochen und nach dem Werdegang des Dorfes befragt (Kommunikationssprachen: abwechselnd Englisch, Deutsch und Französisch, eine Dorfbewohnerin hatte schon in Frankreich, ein Dorfbewohner hatte in Deutschland beruflich gearbeitet). Im Gespräch mit den einheimischen Personen wurde die Exkursionsgruppe auf das Buch aufmerksam gemacht und der Autor herbeigeholt.

<sup>19</sup> Im Original: „Zašto ova priča? Da se ne zaboravi nastanak ovog dela, da ostane sećanje na sve koji su živeli na ovom prostoru banatske ravnice, da ostavimo sećanja mladima, da ih oni prenesu svojim naslednicima.“ Wörtlich übersetzt: „Warum diese Geschichte? Um die Entstehung des Dorfes nicht zu vergessen, die Erinnerung an alle beizubehalten, die in diesem Raum der Banatebene lebten, den Jungen Erinnerungen zu hinterlassen, um sie ihren Nachfolgern zu vermitteln.“ Ebd., 9.

<sup>20</sup> Ebd., 14-20.

<sup>21</sup> Ebd., 187.

<sup>22</sup> Ebd., 82-86. Da unsere Exkursionsgruppe an einem Sonntagvormittag im Ort anwesend war, konnte die das Kirchengebäude ausfüllende Besuchermenge während der Hauptmesse registriert werden. Das Heimatbuch benennt die Einwohnerzahl zum Jahre 2011 mit 2.530 Personen.

Bemerkenswert ist aber auch, dass gerade der Ansiedlungsgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts ein zweiter Hauptteil gewidmet wurde, dass also auch die Kolonisation unter der Habsburgerin Maria Theresia und der über mehrere Generationen laufenden Aufbauleistung der Einwanderer aus dem Elsass, aus Lothringen und Südwestdeutschland, die hier ein ursprünglich lebensfeindliches, durch Malaria gefährliches Sumpfland in eine dauerhafte Siedlung mit Ackerflur umgewandelt hätten, ausführlich dargestellt und abgebildet wird.<sup>23</sup> Eine Erinnerung an alle, die hier einst gelebt und gewirkt hatten, soll das Buch sein. Die Pläne zur schachbrettartigen Dorfanlage dieser Einsiedlungszeit mit deutschsprachigen und ungarischsprachigen Kommentaren finden sich im Buch reproduziert.<sup>24</sup> Die Verfasser der heimatgeschichtlichen Arbeit wollen der Aufgabe nachkommen, das architektonische „Erbe“ zu dokumentieren, eben gerade auch das Erbe der regelhaften, historischen „Reißbrett-Anlage“, die die Einwandererfamilien aus dem Südwesten des damaligen Deutschen Reiches benutzt hatten: Sie bekundeten die Absicht, dieses nach Möglichkeit zu bewahren und nach den Erfordernissen der Gegenwart ästhetisch zu gestalten.<sup>25</sup>

Tatsächlich sind noch mehrere Schwabenhäuser als solche im Ortsbild wahrnehmbar, kaum oder unwesentlich umgebaut, mit ihren charakteristischen Merkmalen. (Siehe die beiden nebenstehenden Beispiele.)

Auch werden Fotos vom Gemeindeleben der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, etwa von den damaligen donauschwäbischen Einwohnern in Festtagskleidung, das „Kirchweih“-Fest feiernd, präsentiert.<sup>26</sup> Die Verfasser haben deshalb auch eine Verwandte des banatschwäbischen Heimatbuchautors Nikolaus Hess, die in der Stadt Kikinda lebte, als Zeitzeugin bei der Dokumentenerhebung miteinbezogen. Mit anderen Worten: Die *damnatio memoriae* über die siedlungsgeschichtliche Rolle der Banater Schwaben, über deren Religionspraxis und ihre Kultur, ist also hier nun auch lokalgeschichtlich aufgebrochen und aufgehoben worden. Nur stichwortartig und kommentarlos angedeutet werden im Heimatbuch allerdings das „Verschwinden“ der Donauschwaben von 1944 bis 1948 und dessen Umstände.<sup>27</sup> Doch in der



Fassaden zweier alter „Schwabenhäuser“ aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg in Banatsko Veliko Selo bei Kikinda, Serbien

<sup>23</sup> Ebd., 9: „Posle oslobođenja od turaka ostala je opustošena i močvarna zemlja, malarično mesto, podložno boletima. Ovaj prostor naselili su, u drugoj polovini XVIII veka, 1770. godine kolonisti, Francuzi iz Alzasa i Lorene (Lotoringije) i Nemci iz jugozapadne Nemačke, pod upravom carice Marije Terezije.“ Das Heimatbuch vergisst nicht mitzuteilen, dass die Gegend allerdings schon vor 1770 bewohnt gewesen sei, bevor die Einwanderer eintrafen.

<sup>24</sup> Ebd., 22-27.

<sup>25</sup> Ebd., 47-52, 72-81.

<sup>26</sup> Ebd., 12.

<sup>27</sup> In der französischen Zusammenfassung heißt es dazu ganz kurz: „Après la Deuxième Guerre Mondiale, les Allmands ont quitté ces

lieux. Dans ces lieux ont colonisé les habitants, surtout des espaces de montagne pauvres de Bosnie. [Es folgen die Namen von 13 Herkunftsorten, darunter die Stadt Bihać.] Alors ces trois village se sont réunis à une colonie – Banatsko Veliko Selo.“ Übersetzt: „In den Orten siedelten nun Einwohner, die vor allem aus ärmlichen Bergregionen Bosniens stammten. Dann wurden die Orte zu einer einzigen Siedlung vereinigt – Banatsko Veliko Selo.“ Ebd., 186. Der Text sagt also im Wesentlichen nur, dass die Donauschwaben die drei Orte „verlassen“ hätten und widmet sich weder den fürchterlichen Umständen des „Verschwindens“ und „Wegseins“ der Donauschwaben noch der Inbesitznahme durch Partisanenverbände und durch das AVNOJ-Gouvernement.

nahegelegenen Stadt Kikinda, dem Hauptsitz des Kommunalverbandes, kann man auf dem dort erhaltenen katholischen Friedhof seit 2002 ein Gedenkkreuz mit den Namenstafeln der 1944-1948 gewaltsam umgekommenen schwäbischen Bewohner aller Teilgemeinden finden, also auch derjenigen von Sankt Hubert, Charleville und Seultour.

Heute sind, wie die Gedenkkreuze mit den Begleittexten sowie die internationale Beteiligung politischer und geistlicher Würdenträger an ihrer Einweihung klarmachen, die Deportationen und Internierungslager von

Jarek, Gakowa und Rudolfsgnad sowohl ein Teil der Geschichte Jugoslawiens und Serbiens als auch ein elementarer Teil der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland – weil die Überlebenden, die nach Deutschland entkommen konnten, sichtbar als Banater Schwaben und als „Donauschwaben“ an der Entwicklung der Bundesrepublik mitgewirkt haben und dies weiter tun. Und sie sind ebenso ein Teil der Kulturgeschichte des universalen Christentums, erkennbar an der Symbolik der Denkmale und an der rituellen Praxis des Gedenkens.

*Prof. Dr. Michael Prosser-Schell*

## Ungarndeutsche Frauenschicksale nach 1944

Die Forschung über die Verfolgung und Diskriminierung der Ungarndeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg galt bis Anfang der 1980er Jahre als Tabuthema. Erst in Westdeutschland erschienene Memoiren, Heimatbücher der nach Deutschland Vertriebenen, die von den in Ungarn üblichen Interpretationen abwichen, nahmen sich des Themas langsam an. Die Erlebnisgeneration – darunter oftmals ungarndeutsche Frauen – versuchte aus Angst, die Nachkriegsjahre zu vergessen und zu verdrängen, was ihnen auch über lange Jahre, ja Jahrzehnte gelang. Meine Großeltern gehörten noch zu dieser Erlebnisgeneration, sie haben nur zu Hause über diese Jahre gesprochen.



*Meine Urgroßmutter aus Wudersch, Maria Michelberger (rechts) mit Freundin in Wuderscher Tracht (1936)*

Die Sowjetisierung Ungarns (1944-1948) und ihre Auswirkungen auf die nicht vertriebenen, noch in Ungarn lebenden Deutschen möchte ich am Beispiel einzelner ungarndeutscher Frauenschicksale zeigen.<sup>1</sup> Die analysierten Dokumente über die Geschichte der Ungarndeutschen, die Maßnahmen der politischen Verfolgung nach 1948, machen deutlich, dass die Diskriminierung der deutschen Minderheit in Ungarn das gesamte Jahrzehnt hindurch andauerte.

### 1. Das Leben ungarndeutscher Frauen vor 1944

Vor 1944 sprechen wir im Falle der ungarndeutschen Frauen über das klassische Familienmodell (Hausfrau, Mutter), innerhalb dessen alle Facetten ihres Lebens von der Arbeit, ungarndeutschen Traditionen und der Religion geprägt waren. Die Ungarndeutschen gehörten überwiegend zur katholischen Konfession. Jungen Frauen war bewusst, dass sie einen Ehepartner gleichen Glaubens finden mussten. Hochzeiten fanden deutlich früher statt als heute, die Mädchen heirateten oft schon mit 15/16 Jahren.

Die von Ungarndeutschen bewohnten Gebiete waren vor allem von der Landwirtschaft geprägt. Die Beziehung zwischen Eltern und Kindern ordnete sich daher auch nach wirtschaftlichen Notwendigkeiten: Die Mutter blieb in den ersten Wochen bei ihrem Baby, die Betreuung der Kinder übernahmen jedoch später die Großeltern und/oder die Geschwister. Die Eltern, auch die Mutter, verbrachten den ganzen Tag mit Arbeit. Sie waren auf ihren Feldern tätig, kümmerten sich um ihr Vieh oder waren in ihrem Laden bzw. in ihrer Werkstatt.

<sup>1</sup> Ausführlicher in meiner Dissertation Gajdos-Frank, Katalin: Die Sowjetisierung Ungarns. Die Überwachung der Ungarndeutschen durch die Staatssicherheitsdienste zwischen 1945 und 1956, Phil.-

Diss., Budapest 2012. <https://www.andrassyuni.eu/publikationen/die-sowjetisierung-ungarns.html> (28. Februar 2024).

Die Welt blieb für die Mehrheit der ungarndeutschen Frauen bis 1944 überschaubar, alles lief in geregelten Bahnen. Von dieser Welt, von ihrem Leben vor 1944, erzählen die Fotos.



*Sonderausstellung „Deutsche Kindernähmaschinen“*

Was Mädchen spielten, bereitete sie auf ihre späteren Aufgaben vor, auf die Rolle der Hausfrau: Sie spielten und lernten dabei fürs Leben, beispielsweise übten sie mit Puppenstuben den Umgang mit Kindern, mit Kindernähmaschinen erlernten sie die Fertigkeiten in den Handarbeiten.



*Zwei Wuderscher Hausfrauen mit dem sogenannten Hutschapingl (Kindstuch), in dem sie Kinder oder Obst tragen konnten (1930er Jahre).*

## 2. Das Leben ungarndeutscher Frauen nach 1944

Mit dem Herbst 1944 endete grundsätzlich das bisherige Leben der ungarndeutschen Frauen. Ihre Familien wurden voneinander getrennt, die Ehemänner als Kriegsgefangene verschleppt oder interniert, die Eltern und Großeltern enteignet und vertrieben. Die Frauen haben diese

schwierige Situation, die auftauchenden Probleme und Aufgaben, zu meistern gesucht. Da ihre Ehemänner, Väter, Söhne entweder als Kriegsgefangene oder als Internierte nicht zu Hause waren, mussten die Frauen die Aufgaben der Männer übernehmen. Zwischen 1944 und 1953 wurde damit die Rolle der ungarndeutschen Frauen als Familienoberhaupt immer bedeutender.

### 2.1 Tabuthema sexualisierte Gewalt

Ein Tabuthema, über das niemand sprach, betraf sexualisierte Gewalt durch die Rote Armee. Es gibt und gab viele Gründe dafür, dies zu tabuisieren: Scham, Schweigen von Tätern und Opfern, viele Opfer wurden getötet. Wegen der Front gab es zudem keine Institution, an die man sich hätte richten können. Deshalb sind die sogenannten Historia Domus-Schriften von großer Bedeutung, denn viele betroffene (schwangere) Frauen baten die Kirche um Hilfe.<sup>2</sup> Der ungarische Bischof Vilmos Apor wurde im März 1945 auch deshalb ermordet: Er wollte den geflüchteten Frauen Zuflucht geben.

Die Soldaten der Roten Armee wiederum galten in Ungarn 40 Jahre lang als „Befreier“ des Landes, sie waren ausschließlich Helden. Negatives über sie zu erzählen galt als „antidemokratisches“ Tun. Wenn es trotzdem jemand tat, wurde er gleich aktenkundig. Die Opfer – viele Frauen – wurden von der Gesellschaft moralisch gesehen nicht verstanden. Sie konnten darüber nicht reden, zugleich fehlten weiterhin die entsprechenden Behörden, Institutionen bzw. greifbare Beweise wie Fotos oder Dokumente. Die Opfer waren traumatisiert, bekamen Krankheiten, wurden schwanger, litten unter Depression, bekamen physische und psychische Verletzungen. Einige (wenige) Betroffene erzählten nach der Wende ihre Geschichten – aber nicht in der Ich-Form, sondern so, als ob dies alles einer anderen Frau passiert wäre.<sup>3</sup>

### 2.2 Verschleppungen 1944/45

Das einst überschaubare, gut geregelte Leben der ungarndeutschen Familien veränderte sich damit enorm. Viele ungarndeutsche Frauen wurden im Winter 1944/45 von russischen Soldaten zum „Malenkij robot“ („Kleine Arbeit“), ein Euphemismus für Zwangsarbeit, gebracht. Sie mussten den Weg zum Sammellager zu Fuß zurücklegen. Ihre Gefangennahme und der Abtransport erfolgten schnell und unerwartet. Getrennt von den Männern und von bewaffneten Soldaten begleitet wurden ungefähr 50 Frauen in einem ungeheizten Waggon untergebracht. Die Lebensmittel waren knapp und von schlechter Qualität. Um ihren Durst zu stillen,

<sup>2</sup> Pető, Andrea: Elmondani az elmondhatatlant. A nemi erőszak Magyarországon a II. világháború alatt [Das Unaussprechliche sagen. Sexuelle Gewalt in Ungarn während des II. Weltkriegs], Budapest 2018.

<sup>3</sup> Beispielsweise die ungarische Schriftstellerin Alaine Polcz. Polcz, Alaine: Frau an der Front, Berlin 2012.

sammelten sie Schnee. Die Reise dauerte mehr als zwei Monate. Viele sind schon während dieser Transporte gestorben.

In den Lagern in der Sowjetunion hatten sie fast keinen Kontakt zu der örtlichen Bevölkerung, sie durften auch keine Briefe schreiben oder bekommen. Wer sich versteckte und zu fliehen versuchte, wurde streng bestraft und durfte nicht einmal auf die Toilette gehen. Bei schwangeren Frauen waren die Soldaten genauso streng, nicht selten fand man tote Säuglinge draußen auf der sogenannten Brett-Toilette. Es war enorm kalt, 1.200 Personen wurden in einem Raum untergebracht, in dem es nur einen einzigen Ofen gab. Sie wurden ihren Fähigkeiten nach in Kompanien unterteilt und mussten vorwiegend in Bergwerken Arbeit verrichten.

Zwischen Dezember 1944 und Februar 1945 wurden mehr als 40.000 ungarndeutsche Zivilpersonen (darunter viele Frauen) und 2.800 ungarndeutsche Kriegsgefangene in die Sowjetunion, vor allem in die sogenannten GUPFI-Lager, zur Zwangsarbeit verschleppt.<sup>4</sup>

### 2.3 Vertreibung 1946-1948

„Die erfolgreiche und schnelle Lösung ist nichts anderes als die Vertreibung der Schwaben“, sagte Innenminister Ferenc Erdei.<sup>5</sup> Im Potsdamer Abkommen wurden die betroffenen Länder zur Aussiedlung der Deutschen nicht gezwungen. Ungarn entschied sich für die Kollektivbestrafung: Am 29. Dezember 1945 wurde die Verordnung über die Vertreibung der Ungarndeutschen verabschiedet. Damit wurden die Ungarndeutschen entrechtet, enteignet und es wurden zwischen 1946 und 1948 ungefähr 220.000 von ihnen vertrieben. Mit der Vertreibung löste sich die alte deutsche Dorfgemeinschaft auf, es wurden Mischehen geschlossen, langsam verschwanden auch die Trachtenkleider.

### 2.4 Internierungen 1946-1953

Die sogenannte „Schwabenfrage“ war eine Frage der Staatssicherheit: In den Meldungen der politischen Abteilungen der Polizeidirektionen an den Westgrenzen Ungarns findet man schon im Jahre 1946 viele Hinweise auf Personen schwäbischer Herkunft, die durch ihre

illegale Rückkehr die demokratische Staatsordnung und die öffentliche Ordnung gefährdet hätten.<sup>6</sup> Das Ziel der Behörden war, diese ungarndeutschen Flüchtlinge entweder an der Grenze abzuweisen oder zu internieren.

In dem von Ungarn und den Siegermächten unterzeichneten Waffenstillstandsabkommen vom 20. Januar 1945 wurde die Internierung der Deutschen verkündet. Ab Herbst 1946 wurde die Internierung zentralisiert. Als Sammellager diente zuerst Kistarcsa, von dort lieferten die Behörden die Personen nach Recsk, Kazincbarcika oder nach Tiszalök. Anfang des Jahres 1953 waren mehr als 40.000 Personen verhaftet oder interniert.

Im Dezember 1950 kehrten viele Ungarndeutsche aus sowjetischer Gefangenschaft zurück. Ihre Familien waren nach 1946 vertrieben worden, die Männer durften nicht zu ihren Familien emigrieren, sondern wurden interniert. Die Mehrheit der ungarndeutschen Kriegsgefangenen wurde in dem Internierungslager Tiszalök gesammelt und bis Ende 1953 zur Zwangsarbeit gezwungen.

Nach dem Tod Stalins am 5. März 1953 wurden mehrere tausend Verhaftete aus den Gefängnissen und Arbeitslagern befreit. Die ungarndeutschen Kriegsgefangenen mit ausländischer Staatsbürgerschaft wurden erst im Dezember 1953 entlassen.<sup>7</sup>



Foto vom Wasserkraftwerk und Internierungslager in Tiszalök

<sup>4</sup> Zalán, Bognár: Hadifogolytáborok és (hadi)fogolysors a Vörös Hadsereg által megszállt Magyarországon 1944-1945 [Kriegsgefangenenlager und das Schicksal der Kriegsgefangenen im von der Roten Armee besetzten Ungarn 1944-1945], Budapest 2012.

<sup>5</sup> Tóth, Ágnes: Bibó István memorandumai a magyarországi német lakosság kitelepítésével kapcsolatban [Memoranden von István Bibó über die Umsiedlung der deutschen Bevölkerung in Ungarn], in: Tibor Iványosi-Szabó (Red.), Bács-Kiskun megye múltjából, Bd. XI, Kecskemét 1992, 330-383, hier 345.

<sup>6</sup> „Nach der Vertreibung der Schwaben kehrten in den vergangenen Monaten in die Gemeinden um Sopron viele Vertriebene illegal

zurück, die dann verhaftet und interniert wurden.“ MOL XIX-B-1-r 331/1946., Sopron, 1946. június 11-i jelentés. In: Tóth, Ágnes: Hazatértek. A németországi kitelepítésből visszatért magyarországi németek megpróbáltatásainak emlékezete [Sie kehrten nach Hause zurück. Die Erinnerung an die Prozesse gegen Ungarndeutsche, die aus der Umsiedlung nach Deutschland zurückgekehrt sind], Budapest 2008, 24. Die Originaltexte in diesem Beitrag sind auf Ungarisch, die Übersetzung erfolgte durch die Autorin.

<sup>7</sup> Ringhoffer, Josef: Bilddokumentation eines Leidensweges: Tiszalök, Gerlingen 1993.

### 3. Aktenkundig

Im Historischen Archiv der Staatssicherheitsdienste lassen sich zahlreiche Akten über Ungarndeutsche finden. Sie waren im Sowjet-System – aus politischer, wirtschaftlicher oder kultureller Sicht – Fremdkörper der homogenen ungarischen Gesellschaft. Was besonders den ungarndeutschen Frauen angelastet wurde und wie sie während und nach der Sowjetisierung Ungarns bestraft wurden, das zeigen die folgenden Beispiele.

Wegen antidemokratischer Aussagen wurde Frau H. verfolgt, die wegen Verweigerung eines wichtigen Anrufs aktenkundig wurde.<sup>8</sup> Ebenso die junge ungarndeutsche Rozália T., später im Dossier Rozália K., die sich vor einer Kaserne Notizen machte und deshalb der amerikanischen Spionage verdächtigt wurde.<sup>9</sup> Frau K. wurde nach dem Verhör zur Budapester Zentralen Militärischen Staatsanwaltschaft gebracht, ihre Gerichtsverhandlung wurde „hinter verschlossenen Türen“ zu Ende geführt. Ihre Adressänderungen hatten die Sicherheitsdienste auch noch in den 1960er Jahren in ihrer Akte vermerkt: Sie war wegen der Spionagevorwürfe als gefährlich eingestuft worden.

Es sind mehrere Dossiers zu finden, in denen es eindeutig um die Beobachtung und Überwachung der Ungarndeutschen ging, die der neuen kommunistischen Ordnung gegenüber wirtschaftlich oder politisch kritisch eingestellt waren. Frau Eszterle J. gehörte als Ordensschwester zu den unerwünschten Personen der „demokratischen Ordnung“ und wurde überwacht, später in Kistarcsa interniert.<sup>10</sup> Sie wurde erst 1951 wieder freigelassen.

Es wurden auch viele ungarndeutsche Flüchtlinge aktenkundig: Dabei ging es vor allem um Personen, die entweder zu ihrer vertriebenen Familie nach Deutschland oder vor der Internierung geflüchtet waren. Die Staatssicherheitsdienste lasen im Zuge dessen private Post. Da die Briefe in schwäbischem Dialekt verfasst waren, mussten die Behörden sie übersetzen. Dabei belegen Ungenauigkeiten, dass zu dieser Zeit noch nicht viele Ungarndeutsche in den Reihen des Staatssicherheitsdienstes anzutreffen waren.

Freilich gab es solche in den Staatssicherheitsdiensten. In dem Beobachtungsdossier über Ilona G. wird über ihre Person und den Hintergrund ihrer Mitarbeit ausgeführt: „Politisch gesehen ist sie völlig ungeschult und nicht klassenbewusst, jedoch gutgesinnt und kann erzogen werden. Ihrer Herkunft nach gehört sie zum

Proletariat, ihre Familienmitglieder sind teilweise Arbeiter, teilweise Bauern. Sie waren Schwaben aus der Soproner Gegend, sie wurden aber vertrieben und leben jetzt in Württemberg. Sie kam mit ihrem zweijährigen Sohn illegal zurück nach Ungarn und lebt in Sopron. Der Vater ihres Kindes ist ein sowjetischer Offizier. [...] Moralisch gesehen scheint sie verlässlich zu sein, was aber überprüft werden soll. [...] Sie spricht alle deutschen Dialekte perfekt, daneben spricht sie einwandfrei Ungarisch und Russisch. [...] Sie ist schwäbischer Nationalität (Volksdeutsche), ihre Staatsbürgerschaft ist unklar. [...] Die Arbeit im Geheimdienst tätigt sie in der Hoffnung auf finanzielle Entlohnung. Nach entsprechender Schulung kann sie, wie geplant, als Kurier eingesetzt werden.“<sup>11</sup> Ilona G. arbeitete gemäß Dossier nur einige Monate im Dienste der Staatssicherheit und erledigte in dieser Zeit nur zwei Aufgaben. Am Ende ihres Dossiers ist folgender interessanter Aspekt zu lesen: „[22. Juli 1980] Ich bitte Sie, zu genehmigen, dass András Berényi, Leutnant der Polizei, Einsicht in die Akten von Helena K., geb. Ilona G. [...] nehmen kann.“<sup>12</sup> Darüber, was der Leutnant der Polizei gefunden hat, erfahren wir nichts, der deutsche Name beweist jedoch, dass Ilona G. nach ihrer kurzen Tätigkeit als Kurier in Deutschland oder in Österreich geblieben war und vermutlich geheiratet hatte.

### 4. Die ungarndeutschen Frauen waren auch Heldinnen

Bis Ende der 1950er Jahre veränderte sich der Alltag der ungarndeutschen Frauen. Die sprachliche und kulturelle Assimilation beschleunigte sich, ihre typischen Trachten gehörten nun zum Bestandteil der Erinnerungskultur. Das klassische Familienmodell der Ungarndeutschen verschwand im Sozialismus und das Schicksal der Frauen galt bis zur Wende als Tabu. Erst ab 1987 durften die Ungarndeutschen über ihre Diskriminierung offen und ehrlich sprechen, meistens aus der Sicht der verschleppten, internierten Männer, aus der Sicht der Überlebenden und Helden. Die Frauen waren jedoch nach 1944 ebenfalls Heldinnen, sie kämpften in den schwierigsten Situationen um das Überleben ihrer Familien, was im Folgenden belegt werden soll.

#### 4.1 Ein Teil unserer Wurzeln – Die Geschichte von Maria Bartel und Josef Treier

Maria Bartel wurde im Jahre 1932 im mährischen Bauerndorf Bělotín/Bölten geboren. Am 2. September 1939 wurde ihr Vater von der Wehrmacht eingezogen, Maria

<sup>8</sup> Állambiztonsági Szolgálatok Történelmi Levéltára (fortan: ÁBTL), V-7221, H. J. 1950-52.

<sup>9</sup> ÁBTL, V-5661, R. K. 1948-57.

<sup>10</sup> ÁBTL, V-058, E. J. 1950-51.

<sup>11</sup> ÁBTL, K- 631, I. G. 1948-51.

<sup>12</sup> Ebd.

musste ihrer Mutter auf dem Bauernhof helfen. Im August 1946 wurde die Familie vertrieben, bettelarm mussten sie in einem verlassenen Dorf in Deutschland ein neues Leben beginnen.

Josef Treier wurde 1926 in Budaörs/Wudersch geboren. Seine Eltern arbeiteten als Wein- und Obstbauern, die Familie war im Dorf sehr angesehen. Josef wurde mit 18 Jahren zum Wehrdienst einberufen und im April 1945 von den Russen binnen fünfzehn Minuten zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt. „Ich bin ein armes, vertriebenes Mädchen und katholisch, deshalb werde ich nur einen Mann heiraten, der das gleiche Schicksal hat wie ich, und daran halte ich fest“, schrieb Maria Anfang der 1950er Jahre. Das Jahr 1954 wurde für sie das große Schicksalsjahr: „Da erzählte mir [meine] Tante, dass die Familie Treier auf ihren Sohn wartet, der seit vielen Jahren in Sibirien im Straflager war und nun endlich nach Hause kommen soll. Ich konnte doch damals nicht ahnen, dass dieser Sohn einmal mein Ehemann werden wird.“ Sie heirateten am 16. April 1954, bekamen 5 Kinder und blieben wegen ihrer Wurzeln, ihres gemeinsamen Schicksals ihr ganzes Leben lang zusammen.<sup>13</sup>

#### 4.2 „Diese Jahre gibt mir keiner mehr zurück“

Der junge Mann in der ersten Geschichte kehrte im Jahr 1954 mit der Hauptperson unserer zweiten Geschichte, mit dem ungarndeutschen Mädchen Magdolna Rohr aus Bátorfő/Badeseck, aus sowjetischen Arbeitslagern nach Ungarn zurück. Auf der im Archiv gefundenen Liste der 2.229 heimgekehrten Kriegsgefangenen findet man den Namen Josef Treier unter der Nummer 2.063, den Namen Magdolna Rohr unter 1.613.<sup>14</sup>

Magdolna Rohr wurde im Jahre 1928 in Badeseck geboren und zog mit ihren ungarndeutschen Eltern, die als Bauern tätig waren, in den 1930er Jahren nach Budapest. Magdolna war erst 16 Jahre alt, als sie im September 1945 ein sowjetischer Soldat zusammen mit einem Dolmetscher in ihrer Wohnung aufsuchte, um mit ihr zu reden. Später wurde sie in ein Militärfahrzeug gesperrt und wegen ihrer Beziehung zu einem Studenten der Technischen Universität verhört, den man an der Westgrenze festgenommen hatte. Nach dem Verhör musste Magdolna Rohr in einen Lastwagen steigen, anschließend in einen Zug. Nach mehreren Monaten erreichte sie im

September 1946 den Baikalsee in Sibirien, wo sie in einem der größten Konzentrationslager der Sowjetunion, in Tajšet, landete. In diesem Lager, geleitet von Verurteilten, arbeitete sie täglich zwölf Stunden, nach ihren Worten „begann sie die Arbeit im Dunkeln und beendete sie auch im Dunkeln“. Sie konnte erst im November 1953, mit 24 Jahren, nach Ungarn zurückkehren. „Diese Jahre gibt mir keiner mehr zurück.“<sup>15</sup>

#### 4.3 Gewalttaten

In der dritten Geschichte geht es um den Erlebnisbericht eines ehemaligen Flüchtlingskindes, das in einer Familie mit drei Geschwistern ohne Vater in Deutschland aufwachsen musste. Vierzehn Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, nach Flucht und Vertreibung, die auch ihre Familie betroffen hatte, hörte sie den Satz „Wenn es die Nivea-Creme nicht gegeben hätte, wer weiß, wie sie heute aussehen würde?“<sup>16</sup> Die Frau, über welche damals gesprochen wurde, war geschlagen, misshandelt und wochenlang in einen Keller gesperrt worden. Sie lebte in völliger Dunkelheit und fand beim Abtasten ihrer Umgebung eine Dose Nivea-Creme, die sie immer wieder auf ihre schmerzenden Wunden auftrug. Die Wunden heilten, nur der innere Schmerz über das Erlebte, die Folgen der Gewalttaten blieben. Die Vertreibung aus der Heimat folgte noch.

### Zusammenfassung

Die Ungarndeutschen als Angehörige einer nationalen Minderheit wurden nach 1944 zum Opfer der Bestrebungen nach ethnischer Homogenität infolge des Zweiten Weltkrieges. Ethnische „Säuberungen“ richteten sich jedoch oft gegen Frauen.<sup>17</sup> Das Erlebte nach 1944 – die Verschleppungen, Vertreibungen und Gewalttaten – betrafen demnach insbesondere ungarndeutsche Frauen. Das Gedenken an den Zweiten Weltkrieg und an die Jahre danach konzentrierte sich aber fast überall auf die Männer: Denkmäler wiesen vor allem auf Männer hin, es war und ist fast ausschließlich männliches Gedenken. Der Leidensweg der verschleppten, vertriebenen, internierten, missbrauchten ungarndeutschen Frauen ist demnach im ungarischen Bewusstsein kaum präsent. Ihrer Opfer zu gedenken und die Erinnerung wach zu halten, ist unsere Aufgabe!

*Kathi Gajdos-Frank*

<sup>13</sup> Maria ist Ende Juli 2020 mit 87 Jahren gestorben. Ihre Geschichte hat sie in einem Buch niedergeschrieben: Treier, Maria: Mein langer Weg ins Taubertal, Bad Mergentheim 2012.

<sup>14</sup> ÁBTL, A-1341.

<sup>15</sup> Magdolna Rohr war ein Opfer der stalinistischen Diktatur, was die Liste aus dem Historischen Archiv der Staatssicherheitsdienste sowie ein Interview beweisen. Siehe ÁBTL, A-1341. – Gereben, Ágnes: Beszélgetések a Gulágról [Gespräche über den Gulag], Budapest 2008, 288.

<sup>16</sup> Zitat aus dem Bericht von Frau Sibylle Dreher, von 1998 bis 2014 Präsidentin des Frauenverbandes im Bund der Vertriebenen e.V. Dreher, Sibylle: Frauenarbeit im BdV e.V., in: Maria Werthan (Hg.), Starke Frauen gestalten. Tagungsband 2019, Berlin 2020, 17-24, hier 17.

<sup>17</sup> Naimark, Norman M.: Flammender Hass. Ethnische Säuberungen im 20. Jahrhundert, Frankfurt/Main 2008.

## Die katholische Kirche in Ungarn und die Ungarndeutschen in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre

Die katholische Kirche war seit der Ansiedlung der Ungarndeutschen diejenige Institution, die den Rahmen für die gesellschaftlichen Normen vorgab. Der katholische Glaube war ein wichtiges Element der ethnischen Identität und diente zur Aufrechterhaltung des schwäbischen Selbstbewusstseins bis 1944. Der katholische Pfarrer wurde als geistiger Leiter des Dorfes angesehen.<sup>1</sup>

Ungarns Innenpolitik veränderte sich ab 1944/45 nach sowjetischen Vorstellungen. Diese Veränderungen geschahen jedoch nicht vor den Augen der Öffentlichkeit, sondern eher schleichend und zerstörte die sich nach dem Zweiten Weltkrieg langsam herausbildende gesellschaftlich-politische Ordnung radikal. Ziel der neuen Politik war es auch, die Zahl der Gläubigen in Ungarn zu senken und die Tätigkeit der verschiedenen Kirchen einzuschränken. Am 20. Juni 1948 wurde das Gesetz über die Verstaatlichung der Schulen, darunter die schulischen Einrichtungen der katholischen Kirche, vom Parlament beschlossen.<sup>2</sup>

Die Ungarndeutschen – in den kommunistischen Meldungen und in der ungarischen Presse durchweg als „Schwaben“ bezeichnet – passten nicht ins Konzept der Kommunistischen Partei und wurden demgemäß auch von den Staatssicherheitsdiensten überwacht. Ein Überwachungsdossier vom 9. Oktober 1948 über das Dorf Bácszentgyörgy enthält Anmerkungen über den Dorfpfarrer János Gertner. Über ihn heißt es: „Ich habe festgestellt, dass János Gertner an keiner gesellschaftlichen Bewegung teilnimmt [...], er ist zurückhaltend und ängstlich. Das Pfarrhaus besucht nur der Kirchenverwalter János Knipf, den auch Gertner regelmäßig aufsucht. Außerdem pflegt Gertner die Schwaben von Bácszentgyörgy zu besuchen, denn er ist auch schwäbischer Abstammung.“<sup>3</sup>

Zwei Monate nach dieser Meldung über Gertner, am 26. Dezember 1948, verhafteten die Staatssicherheitsdienste einen Geistlichen deutscher Abstammung, Kardinal József Mindszenty (1892-1975), wegen seines Widerstandes gegen die kommunistischen Ungerechtigkeiten. Mindszenty wies unter anderem auf die Unterdrückung der Kirche durch die Kommunisten hin, warf der sowjetischen Besatzungsmacht vor, den Wiederaufbau im Lande zu behindern und wurde in den linientreuen Medien als Feind des Fortschritts titulierte.<sup>4</sup> Er versuchte auch, den Ungarndeutschen zu helfen: So veröffentlichte er am 17. Oktober 1945 ein Hirten Schreiben, in dem er gegen die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn protestierte. Im Sommer 1947 kritisierte er erneut die Deportation der Ungarndeutschen in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands: „Nur wegen ihrer Abstammung und Muttersprache werden Tausende aus ihren alten Wohnorten vertrieben. Aus Wohnorten, wo ihre Ahnen seit Jahrhunderten lebten, und es wird von diesen vertriebenen Personen alles beschlagnahmt. [...] Das geschieht zu der Zeit, da wir versprechen, einer jeden Person Demokratie, menschliche Würde, persönliche Freiheit und ein Leben ohne Ängste zu sichern.“<sup>5</sup>

Für die in Ungarn gebliebenen Schwaben diente in den Jahren der totalen Diktatur der Glaube, die katholische Religion als Überlebensstrategie: Die Ungarndeutschen durften ihre Muttersprache nicht benutzen, Deutschsein war nicht mehr positiv besetzt. Die katholische Religion gehörte zur Identität der Ungarndeutschen, diente der Stabilisierung der Gruppe; die Festtage, wie zum Beispiel Kirchweih, machten es möglich, sich gemeinsam an die Vergangenheit zu erinnern.<sup>6</sup> Die kirchlichen Zeremonien, das kollektive Gebet bedeutete für die Dorfgemeinschaft die einzige Möglichkeit, sich als „Schwaben“ zu erleben.

Die katholische Religion bedeutete nach 1944 auch für die verschleppten, internierten Ungarndeutschen Halt und Zuversicht: „Ich hatte nie einen Zweifel, von Gott

<sup>1</sup> Vgl. exemplarisch bei Spannenberger, Norbert: Die katholische Kirche in Ungarn 1918-1939. Positionierung im politischen System und „Katholische Renaissance“, Stuttgart 2006. – Tóth, Ágnes: Kitelepítések, egyházak, identitás [Vertreibungen, Kirchen, Identität], in: Margit Balogh (Hg.), Felekezetek, egyházpolitika, identitás, Budapest 2008, 73-87.

<sup>2</sup> Balogh, Margit: Szabadlábbon fogolyként avagy kommunizmus és egyházi ellenállás Magyarországon [Als Gefangener auf freiem Fuß, oder Kommunismus und kirchlicher Widerstand in Ungarn], in: Vigilia 6 (2000), 402-416, hier 403.

<sup>3</sup> Állambiztonsági Szolgálatok Történelmi Levéltára, O-9555, „Das Dorf Bácszentgyörgy“, 1950-1956. Die Originaltexte in diesem Beitrag sind auf Ungarisch, die Übersetzung erfolgte durch die Autorin.

<sup>4</sup> Adriányi, Gábor: A Vatikán keleti politikája és Magyarország 1939-1978. A Mindszenty-ügy [Die Ostpolitik des Vatikans und Ungarns 1939-1978. Der Mindszenty-Fall], Budapest 2004.

<sup>5</sup> Mindszenty, József: Emlékirataim [Meine Memoiren], Budapest 1989, 145 und 149f.

<sup>6</sup> Schell, Csilla/Prosser, Michael: Fest, Brauch, Identität – Ünnep, szokás, identitás. Ungarisch-deutsche Kontaktfelder, Freiburg/Breisgau 2008. – Prosser-Schell, Michael: Magyarországi németek búcsújárásai a II. világháború után [Wallfahrten der Ungarndeutschen nach dem II. Weltkrieg], in: László Mód/András Simon (Hgg.), Olvasó: tanulmányok a 60 esztendő Barna Gábor tiszteletére, Szeged 2010, 62-70.

behütet zu sein. Seine Hilfe war mir stets sicher.“<sup>7</sup> So schrieb der von mir hochgeschätzte Zeitzeuge Georg Richter über seine Jahre in sowjetischer und ungarischer Gefangenschaft. Wallfahrten schufen einen Erinnerungs- und Begegnungsraum. An ihnen konnten ungarische und ungarndeutsche Gläubige gemeinsam teilnehmen.

Kirche und Heimat sind für die donauschwäbischen Vertriebenen untrennbar miteinander verbunden. Darüber lesen wir in dem Bericht der ungarndeutschen Maria Wolfart-Stang: „Beim Blättern in Nani Omas ‚Himmelschlüssel‘ fiel ein Kärtchen aus dem Gebetsbuch – kaum zu glauben: aus Mariazell.“<sup>8</sup> Wallfahrt war und ist bis heute ein Beweis der Treue zur alten Heimat und zugleich ein Ereignis für Begegnungen.

Die Seelsorger waren „Helfer“ in der Not: Die Ungarndeutschen aus Budaörs/Wudersch konnten in diesen schwierigen Monaten und Jahren zwischen 1944 und 1950 von der Kirche seelische Hilfe, seelische Stärkung bekommen. Ungarndeutsche Männer wurden interniert. Die erste Razzia traf die Budaörser an Fronleichnam 1945, die zweite auf dem Steinberger Kiritog im September 1945. Der Pfarrer wurde am Fronleichnamstag bei der letzten Station aufmerksam und warnte die Leute sofort.



*Blumenteppich zu Fronleichnam in Wudersch*

Bei der Vertreibung der Budaörser im Jahr 1946 begleitete Kaplan Tamás Nyíri den ersten Transport, zelebrierte die Heilige Messe, bestattete unterwegs einen

alten Mann und fuhr zurück, brachte Briefe mit. Ein anderes berührend schönes Beispiel zeigte den wahrhaft aufrichtigen Kontakt zwischen dem Budaörser Pfarrer Dr. Zoltán Sík und seinen Gläubigen. Er gab den Vertriebenen am 27. Januar 1946 ein Empfehlungsschreiben für den Pfarrer der Empfangsortschaft mit. Darin schrieb er: „Draußen steht Wagen an Wagen. Die Leute laden ihre Habseligkeiten auf und fahren langsam zum Bahnhof. Es ist für mich ein schrecklicher Anblick: als ob es ein fortwährendes Begräbnis wäre. Und in dieser Stimmung versuchte ich Ew. Hochwürden zu schreiben, damit ich wenigstens, was die Zukunft betrifft, ein wenig beruhigt werde. Budaörs war eine rein katholische, ungefähr 12.000 Einwohner zählende Gemeinde. Ein recht konservatives, tief ehrliches, sehr fleißiges Volk, denn der Glaube, die Kirche ist der Mittelpunkt seines Lebens. Für die Priester war es eine große Freude, die große Zahl der Gläubigen zu sehen, die an allen kirchlichen Festen teilnahmen, wie z.B. die im ganzen Land berühmte Fronleichnamprozession. Aber abgesehen von diesen zwar erbauenden, aber doch nur äußerlichen Erscheinungen hatte der Seelsorger eine ständige stille Freude an ihrem tiefgläubigen Sinn, an ihrem festen Gottvertrauen. Selbstverständlich war dieses letzte Jahr eine nervenzerreißende Belastung durch die Gefangenschaft vieler Menschen, die Internierung der Angehörigen, ein harter Prüfstein ihres Glaubens. Und jetzt, wo man schon im Stillen hoffte, dass alles langsam in Ordnung komme, kam dieser härteste Schicksalsschlag, dass sie alles, was ihnen gehörte, zurücklassen und in die unbekannte Zukunft ziehen müssen. Ich tat alles, was mir nur möglich war, um ihre Seelen zu beruhigen, dass sie nicht unter dem fast zu schweren Kreuze zusammenbrechen. Ew. Hochwürden erwartet die schöne Aufgabe, offene Wunden ihrer Seelen zu heilen und sie in das neue Leben einzuführen. Ich bitte Ew. Hochwürden, diese Aufgabe mit viel Geduld und mit recht großer Liebe zu verrichten. Sie wird Ew. Hochwürden viel Freude und Gottes Segen bringen.“<sup>9</sup>

Diese Monate waren für die Vertriebenen, vor allem für die ältere Generation, am schwierigsten: „Wir fühlten uns gar nicht wohl, die Situation der Familie war beschämend. Besonders unsere Bencze Oma konnte sich damit nicht abfinden. Sie versteckte sich oft mit ihrem Heimweh, von den heftigen Schluchz-Anfällen ist sie oft fast in Ohnmacht gefallen. Sie verstand nicht, warum sie vertrieben wurde [...].“<sup>10</sup> In dieser Situation spielten der Glaube und die katholische Kirche als Institution eine entscheidende Rolle: „Wir gingen in die Bretzfelder

<sup>7</sup> Richter, Georg: Neun Jahre lebendig tot, Kriegsgefangen in Russland und Ungarn, Ulm 2020, 25.

<sup>8</sup> Wolfart-Stang, Maria: Himmelskönigin Erinnerungssplitter, in: Neue Zeitung. Ungarndeutsches Wochenblatt von 2018.

<sup>9</sup> Zitiert nach Kovács, József László (Red.): Rögös utakon. Auf steinigen Wegen, Budaörs 2005, 33f.

<sup>10</sup> Zitat von Frau Maria Tóth, geborene Bencze. Siehe Muskovics, Andrea Anna (Red.): Mit ausgerissenen Wurzeln ... Sonderausstellung zum 70. Jahrestag der Vertreibung, Ausstellungsführer, Budaörs 2016, 19.

Kirche schon deshalb, weil wir wussten, dass wir dort von weit gekommene Freunde treffen werden.“<sup>11</sup> Wie diese Zitate zeigen, war es für die ungarndeutschen Frauen besonders schwer: Ihre Ehemänner und/oder Söhne waren zwischen 1944/45 und 1950 zumeist noch in Kriegsgefangenschaft; sie mussten sich alleine um die Großfamilie kümmern.

„Am 2. Februar, zu Mariä Lichtmess, stiegen wir in den Viehwaggon ein. Es war Mittag, als wir losfuhren, und da läutete die Glocke der Budaörser Kirche“, erinnert sich eine Vertriebene.<sup>12</sup> Ab 1946, mit der Vertreibung der Ungarndeutschen, wurde nicht nur ihre Dorf-, sondern auch ihre Kirchengemeinschaft aufgelöst. „Heimat“ blieb für die Ungarndeutschen der Glaube und die Kirche – in Ungarn, in Deutschland sowie in Gefangenschaft.

*Kathi Gajdos-Frank*

## Fokus auf längerfristige Mentalitäten. Rückblick auf die Kulturtagung in Sindelfingen

Zu einer Kulturtagung mit dem Thema „300 Jahre Ansiedlung der Donauschwaben – religiöse Implikationen“ lud das St. Gerhards-Werk e.V. in der Diözese Rottenburg-Stuttgart am 18. November 2023 in das Haus der Donauschwaben in Sindelfingen ein.

Wegen einer parallelen Mitgliederversammlung der Stiftung der Armen Schulschwestern in Bad Niedernau waren leider einige Interessenten ferngeblieben. Auch zwei Referenten fielen krankheitsbedingt aus. Zudem hatten sich die Renovierungsarbeiten am Haus der Donauschwaben verzögert, sodass es nur teilweise nutzbar war.



*Von links: Dr. Karl-Peter Krauss, Prof. Dr. Eleonóra Géra, Dr. Ferenc Eiler, Robert Pech M.A., Prof. Dr. Rainer Bendel*



*Sonderausstellung zu 70 Jahre Vertreibung*

Prof. Rainer Bendel, Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft katholischer Vertriebenenorganisationen (AKVO) in Stuttgart, begrüßte die Teilnehmer. Er bat die Einschränkungen zu entschuldigen und bedankte sich bei der Stellvertreterin der Geschäftsführung, Bettina Schröck, und dem Hausmeisterehepaar Zibić für ihre Beiträge zum Gelingen der Veranstaltung. Das grundsätzliche Anliegen des gewählten Tagungsthemas habe darin bestanden, Perspektiven zu der nur ansatzweise aufgearbeiteten „Kirchengeschichte der Donauschwaben“ zu öffnen und Anregungen dafür zu geben.

Mit Robert Pech M.A. aus Leipzig, der mit seinem Promotionsthema über den Südosteuropahistoriker Fritz Valjavec (1909-1960) zwangsläufig mit einem breiten Themenspektrum zu Kultur-, Geistes- und Kirchengeschichte der Donauschwaben befasst ist, arbeitet Bendel seit einem Jahrzehnt wissenschaftlich fruchtbar zusammen. Pech kommentierte die Relevanz des Themas und moderierte die von ihm vorbereitete Tagung, deren Anlass nicht nur die 300. Wiederkehr der Ansiedlung schwäbischer Kolonisten in den Gebieten des Königreichs Ungarn war, sondern auch die Notwendigkeit, die vom St. Gerhards-Werk herausgegebene, aber Torso gebliebene und mangels Personal und Mitteln nicht auf dem neuesten wissenschaftlichen Stand erarbeitete donauschwäbische Kirchengeschichte mit methodischen Fragestellungen quellengestützt zu eruieren und fortzuführen. Das Christentum habe, so Pech, in den

<sup>11</sup> Zitat von Frau Lips, geborene Michelberger. Informationstafel auf der Sonderausstellung zum 70. Jahrestag der Vertreibung 2016.

<sup>12</sup> Zitat von Ágnes Koroknay. Ebd.

konfessionell geprägten Kirchen in der Geschichte der deutschen Minderheiten von ihrer Ansiedlung im ausgehenden 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart auf der individuellen wie auf der Gruppenebene eine gesellschaftliche, politische und kulturelle Schlüsselrolle gespielt. Die Kirchen wirkten nicht allein im spirituellen, sondern auch im verwaltungstechnischen und ökonomischen Bereich mit. Die geistlichen Amtsträger waren Volkslehrer und Erzieher, sie verstanden sich als Vermittlungsinstanz und übten die integrative Rolle der Sozialdisziplinierung aus. Für die Forschung ergebe sich idealerweise eine binnenreligiöse Perspektive sowie eine von außen. Es müsse u. a. gefragt werden nach der Integration, Assimilation oder Identitätsfindung der Einwanderer, nach dem Unterschied zwischen verordneter und gelebter Religion, nach dem Wechselspiel zwischen Makro- und Mikroebene, nach dem Heimat schaffenden und integrierenden Potenzial von Religion und Glaube, nach der Seelsorgegeschichte und ihren Affinitäten zu Alltags- und Mentalitätsgeschichte.

Dr. Ferenc Eiler von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest widmete sich in seinem Vortrag zwei wichtigen Elementen bei der Identitätskonstruktion der Ungarndeutschen nach ihrer Auswanderung und Ansiedlung: ihrer religiös-konfessionellen Identität und der Tatsache der gemeinsamen Herkunft als gruppenbildenden Faktor. Die von Zuhause mitgebrachte Mentalität, Sitten und Traditionen gehörten nicht nur zum Selbstbild der Deutschen, sondern – unabhängig von ihrer Bewertung – auch zum Eindruck der andersnationalen Nachbarn. Bei einer Analyse der ungarndeutschen Identität reiche es nicht, sich nur auf die Landesebene zu konzentrieren; ebenso wichtig sei die Mikro-Ebene, vor allem der Dörfer. Diese Identität bestehe und bestand – wie alle ethnischen Identitäten – aus kognitiven, affektiven und kulturellen Faktoren und sei dynamisch. So habe sich der Akzent der ungarndeutschen Identität in den letzten drei Jahrzehnten von der deutschen Muttersprache als identitätsbildendem Faktor langsam auf die Zugehörigkeit zu Nationalität und kulturellem Erbe verschoben. Eine kollektive deutsche Identität habe sich im 18. und 19. Jahrhundert lediglich auf der Mikroebene entwickelt. Der erste Versuch, die Ungarndeutschen auch auf Landesebene zu organisieren, sei erst in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts durch Politiker wie Jakob Bleyer und Franz A. Basch erfolgt. Die damals gegründeten Organisationen hätten in einer ethnopolitischen Mobilisierung das positive Selbstbild der Deutschen und besonders der Donauschwaben mit gezielten Botschaften über zahlreiche Kanäle zu stärken versucht, wobei die konfessionelle Identität der meisten deutschen Dorfbewohner und Gemeinden sich auch in dieser Zeit als stark erwies. Nach dem Zweiten Weltkrieg sei die in der Zwischenkriegszeit virulente Frage der Ansiedlung als kulturelle Mission trotz Demütigung, Diffamierung, Vertreibung, Auflösung der Dorfgemeinschaften und Verbannung der Mutter-

sprache in die Privatsphäre ein festes Thema bei der Identitätskonstruktion der Ungarndeutschen geblieben.

Prof. Dr. Eleonóra Géra von der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest beschäftigte sich in ihrem Vortrag mit der Wiederbelebung von Buda und Pest als deutschsprachige und katholische Städte im Zeitraum von 1686 bis 1800. König Lipót Habsburg I. von Ungarn war die Gegenreformation eine Herzensangelegenheit, er wollte die Vorrangstellung der katholischen Kirche in den von den Osmanen zurückeroberten Gebieten sichern und hielt es für eine Prestigefrage, dass Buda und Pest ein Gegengewicht zu den protestantischen Städten der Ungarischen Tiefebene bildeten. Dies sei ihm restlos gelungen, so die Referentin, nicht nur durch die Umwandlung der Moscheen in christliche Kirchen, sondern auch durch die Errichtung neuer barocker Kirchen in den Zwillingstädten, in Buda vor allem durch die Jesuiten, in Pest durch die Paulaner. Anzahl, Größe und künstlerische Ausgestaltung der Gebäude, Säulen, Statuen, Kapellen und Kruzifixe hätten den Primat der römisch-katholischen Religion getreu widergespiegelt. Auch aus den Gottesdiensten, den jährlichen Feierlichkeiten, Prozessionen und Stadtfesten war nicht nur die Dominanz der katholischen Staatsreligion im Habsburgerreich über Orthodoxie, Protestantismus und Judentum, sondern auch die Hierarchie zwischen den verschiedenen Nationalitäten und die Vorrangstellung der deutschen Sprache ablesbar. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden das städtische Leben, die Kultur und die bürgerliche Identität noch weitgehend von Kirche und Religion bestimmt. Budas Stadtväter wollten die Bevölkerung durch amtliche Anordnung zu einem gottgefälligen, tugendhaften Leben führen. Durch die im Geiste des Rationalismus ab 1773 vorgenommenen Maßnahmen Kaiser Josephs II. – wie etwa der Auflösung der Orden und Wallfahrtsorte, der Abschaffung der großen Prozessionen und öffentlichen Bittgänge – brach die beherrschende Rolle der katholischen Religion im städtischen Alltag Budas und Pests zusammen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts lebten ihre Feiern in bescheidenerer Form wieder auf.

Dr. Karl-Peter Krauss hat als Historiker und Heimatforscher im Fachbereich „Demographie/Sozialgeographie“ am Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde (IdGL) in Tübingen Abhandlungen und Quelleneditionen zu den Lebenswelten deutscher Migranten im Königreich Ungarn im 18. und 19. Jahrhundert herausgegeben. Sein Vortrag modellierte auf der Quellengrundlage von Ehegerichtsakten die damals verbindlichen Normen anhand ihrer Verletzungen heraus. Solche Akten können einen wichtigen Beitrag zur Sozial-, Alltags- und Kirchengeschichte leisten, zumal der Ehe als konstitutives gesellschaftliches Element eine bedeutende Rolle zukam. Krauss zog Akten aus den Diözesen Kalocsa, Pécs und Csanád sowie von Herrenstühlen der für die Protestanten zuständigen Komitatsgerichts-

barkeit im Komitat Bács heran. Dabei handelte es sich um Fälle wie den des Tscheber Grundherren Leopold von Márrfy, der mit der Frau seines Verwalters ein „schandhaftes“ Leben führte; um voreheliche Schwängerung oder um Zerwürfnisse, Gewaltexzesse und sexuelle Verfehlungen in Ehen, die in aller Regel arrangiert waren. Krauss ging von der Hypothese aus, dass die Migration einen Bruch markierte und ein Adaptionsprozess an die veränderte Normenlage nötig wurde, etwa an das andersartige Heiratsverhalten in Ungarn. So gab es, bedingt durch hohe Sterblichkeit, viele Eheschließungen unter Verwitweten, mehrere Ehepartner oder komplexe Patchworkfamilien. Hinweise auf Transformationsprozesse geben kanonische Visitationen, die anfangs häufig das barbarische Verhalten der Bewohner brandmarkten, nach einer oder zwei Generationen aber mit dem etablierenden Einfluss des öffentlichen Raums und seines Wertesystems zu wohlwollenden Einschätzungen gelangten. Dabei habe, so Krauss, sowohl die Disziplinierung durch das soziale Umfeld als auch durch das von den Untertanen selbst gehegte Bedürfnis nach Normen Wirkung gezeigt. Die Alltagspraxis habe sich von einer Konflikt- zu einer Konsensgemeinschaft entwickelt.

Dr. Katalin Simon vom Stadtarchiv Budapest konnte zwar nicht anwesend sein, reichte ihren Vortrag aber nachträglich ein. Mit den deutschen Siedlern sei im 18. Jahrhundert in Ofen und Altofen die Verehrung der bis dahin weniger bekannten Heiligen in den Vordergrund gerückt, von denen viele wegen ihrer Fürbitten gegen die Pest und andere Krankheiten besonders wichtig wurden. Nach großen Pestepidemien wurden in der ersten Hälfte des Jahrhunderts Dreifaltigkeitssäulen errichtet, deren Hauptfiguren neben der Dreifaltigkeit und der Immaculata die Heilige Rosalia, der Heilige Rochus und der Heilige Sebastian sind. Wichtig sei auch die Verehrung der Vierzehn Nothelfer, des Heiligen Florian und des Heiligen Johannes von Nepomuk gewesen. Aufgrund der Bedeutung des Weinbaus war die Verehrung des Heiligen Donat am rechten Donauufer herausragend. Seine Kapelle stand in den Weinbergen von Ofen und Altofen, zugleich war er auch der Schutzpatron von Ofen. In den Traditionen der verschiedenen Wallfahrtsorte – etwa Mariazell und Maria Eichen – zeige sich eine tiefe Marienverehrung. Die Nachlassinventare aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeugen von der wachsenden Bedeutung religiöser Reliquien. Auch ärmere Häuser wurden mit möglichst vielen Andachtsbildern geschmückt, sodass „Herrgottswinkel“ entstanden. Neben Papier- waren auch Glasbilder beliebt, ebenso wie gestickte Gnadenbilder oder Leinwandbilder. Besonders beliebt war die Darstellung des Christkinds, daneben auch der Jungfrau Maria, der Heiligen Georg, Florian, Antonius sowie der Heiligen Drei Könige. Das Kruzifix hatte einen Ehrenplatz an der Wand. In wohlhabenden Haushalten gab es auch Hausaltäre, Loretto-Kapellen,

Jesusfiguren, Gebets- und Mirakulumbücher sowie die Darstellung des Kalvarienbergs mit Wachsfiguren in Truhen.

*Stefan P. Teppert*

## Ausblick auf zwei weitere Kulturtagungen 2024 in München und Sindelfingen

Das St. Gerhards-Werk e. V. hält im laufenden Kalenderjahr gleich zwei wissenschaftliche Kulturtagungen ab, die thematisch und chronologisch eine Fortsetzung der letztjährigen Novembertagung in Sindelfingen darstellen. Am 25. Mai wird es im Tagungshaus der Salesianer Don Boscos in der bayerischen Landeshauptstadt München zunächst um das Thema „Aufklärung und Josephinismus in der Religiosität der Donauschwaben (ca. 1740 bis ca. 1820)“ gehen. Wiederum im November, genauer am Schicksalstag der Deutschen in der jüngeren Geschichte, nämlich am 9. November, wird die Kulturtagungsreihe im gerade wiedereröffneten Haus der Donauschwaben in Sindelfingen mit den Folgen des Josephinismus und des sich anschließenden Zeitraums unter der Überschrift „Verhärtete Frömmigkeit im 19. Jahrhundert“ fortgeführt.

Der sogenannte Josephinismus war eine sich aus mehreren Ideen und Strömungen der (katholischen) Aufklärung zusammensetzende Reformbewegung in der Habsburgermonarchie, zu der auch das Königreich Ungarn gehörte. Diese Reformbewegung hatte das Ziel, nahezu alle Bereiche des damaligen politischen, religiösen, ökonomischen, militärischen, sozialen und kulturellen Lebens im Sinne josephinischen Gedankengutes zu modernisieren, um die Konkurrenzfähigkeit gegenüber anderen Mächten wiederherzustellen bzw. zu bewahren. Unter der Alleinregierung Josephs II. (1780-1790) geriet vor allem das Kirchen- und Religionswesen ins Visier. Dabei waren seine Reformen nicht – wie oft in der Vergangenheit dargestellt – antikirchlich, sondern dienten der Intensivierung der Seelsorge.

Welche Ein- und Auswirkungen der Josephinismus auf die bereits sesshaften deutschsprachigen Katholiken in Ungarn hatte, welche neuen christlichen Konfessionen angesiedelt wurden und wie deren Integration wie Identifikation aussah, sind nur einige Fragen, denen im Mai in München Forscherinnen und Forscher aus Ungarn und Österreich, darunter Prof. Dr. Dániel Bárh von der Eötvös-Loránd-Universität Budapest sowie Dr. Philip Steiner von der Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr Hamburg, nachspüren werden.

Das „lange 19. Jahrhundert“ stand im Zeichen der Nationalisierung und Nationsbildung, die neue Konfliktkonstellationen heraufbeschwor. Die Nationalisierung der Religion und die Sakralisierung der Nation in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schufen neue Identifikationskonfigurationen. Indem Kirche und Religion bis dahin für die Donauschwaben als maßgeblicher Faktor ihrer (kollektiven) Identität fungierten, entstanden Loyalitätskrisen. Das erzeugte in den einzelnen Siedlungsgebieten dieselben Stimulationen, führt aber zu unterschiedlichen Resultaten. Auf der Kulturtagung im

## Gerhardinum in Timișoara/Temeswar, die katholische Schule der Diözese

Vor zwei Jahren feierte das Gerhardinum ein Jubiläum. Im September 1992 begann das erste Schuljahr der katholischen Schule im Bistum Timișoara/Temeswar. Seitdem vergingen mehr als 30 Jahre. Im Gebäude eines Kindergartens begann die Geschichte des Römisch-Katholischen Theologischen Lyzeums Gerhardinum. Angefangen mit 22 Schülern hat das Gymnasium inzwischen 430 Kinder und Schüler in vier Kindergartengruppen und 29 Schulklassen. Vom Kindergarten bis zur XII. Klasse kann man im Temeswarer Bildungszentrum lernen.

Öfters werden Eltern gefragt, warum sie für ihre Kinder gerade diese Schule aussuchen. Die Antwort der meisten Eltern darauf lautet: Die Schule ist optimal für eine intellektuelle, geistliche und menschliche Reifung der Kinder, sie führt die Jugendlichen in das christliche Leben ein, sie bereitet die Gymnasialschüler auf das Abitur vor. Freilich können eine Vielzahl weiterer Gründe angeführt werden, weshalb die katholische Schule für die Ausbildung und Erziehung etlicher Kinder und Jugendlicher ausgewählt wurde und wird.

Vor fast 30 Jahren zog das Gerhardinum in den ehemaligen Piaristenkomplex ein. Stück für Stück übernahm die Schule von der Polytechnischen Universität Temeswar das riesige Gebäude. In den Jahren des Wachstums arbeiteten etliche Schulleiter, Schulpfarrer, Lehrer und Lehrerinnen, Erzieher und Erzieherinnen, Mönche und Ordensschwester mit Hingabe für die Entwicklung der Schule.

Die Schule hat zwei Schutzheilige. Der erste ist der Heilige Gerhard (980-1046), erster Bischof unserer Diözese. Vor annähernd 1.000 Jahren richtete er an seinem neu gegründeten Bischofssitz in Cenad/Tschanad/Maroschburg eine Schule für die Ausbildung junger Menschen seines Bistums ein. Auf dem Gebiet des heutigen Rumä-

November sollen damit verbundene Fragen von Forscherinnen und Forschern aus dem In- und Ausland aufgegriffen werden.

Der Veranstalter freut sich auf erkenntnisreiche Referate und anregende Diskussionen während beider Tagungen bei hoffentlich reger Zuhörerschaft: Sie sind herzlich eingeladen!



*Das heutige Schulgebäude*

nien war sie die erste. Gerhard war vor seiner Bischofsweihe selbst als Lehrer tätig. Er war Erzieher des Kronprinzen Emerich, des Sohnes von König Stephan dem Heiligen.

Der zweite Patron ist der Heilige Josef von Calasanz (um 1556-1648), der Gründer des Piaristenordens. Während seiner Zeit als Piaristenmönch war er als Priester und Lehrer tätig. Der aus Spanien stammende José verbrachte einige Jahre in Rom und sah dort die sozialen Probleme der Straßenkinder und Jugendlichen aus ärmlichen Verhältnissen. Viele wurden kriminell, da sie keine Ausbildung und Erziehung bekommen hatten. Er war der erste in der Geschichte, der eine kostenlose öffentliche Schule für vernachlässigte Jugendliche gründete. Seine Gestalt ist auf dem Seitenaltar der Temeswarer Piaristenkirche zu sehen.

Heute lernen die Schüler im modernisierten Gymnasialgebäude. Vor einigen Jahren wurden die Aula magna und die Räume des Kindergartens erneuert. Auch ist es eine große Freude, dass die Schule eine eigene Küche besitzt, in der jeden Tag für 260 Kinder und Schüler gekocht werden kann.

Das Gymnasium hat auch ein eigenes Internat für 80 Schülerinnen und Schüler, da etliche Jugendliche nicht aus der Stadt Temeswar selbst kommen, sondern aus den

Kreisen Timiș, Arad, Caraș-Severin und Mehedinți. So können sie sich nach dem Schulunterricht sogleich auf den nächsten Tag vorbereiten. Die meisten Eltern freuen sich, dass ihre Kinder in einem trotz Großstadt sicheren Schülerheim wohnen können. Für viele wäre zudem ein tägliches Pendeln zu anstrengend.

Wie verbringen die Schüler im Internat ihren Alltag? Neben dem täglichen Studium haben sie Zeit für Fußball, Basketball, für Volks- oder Gesellschaftstanzgruppen. Öfters besuchen sie das Theater oder eine Ausstellung im Stadtmuseum.



Schülerinnen und Schüler in einer Brancusi-Ausstellung

Die Grundschulkinder machen nachmittags ihre Hausaufgaben in der Schule. Sie haben neben dem Lernen Zeit für Karate, Orgel- oder Gitarrenkurse. In diesem Schuljahr wurde für sie außerdem der Mathematik- und Logikklub gegründet.

Das Gymnasium hat ein theologisch-humanistisches Profil. Es werden Muttersprache und Fremdsprachen in erhöhter Stundenzahl unterrichtet. In der Grundschule und am Gymnasium sind die erste Fremdsprache Deutsch, die zweite Englisch. Das Abitur besteht neben den erwähnten Sprachen aus einer Prüfung in Geschichte, Geographie oder Philosophie und Logik. Mathematik und die Naturwissenschaften haben im Unterricht selbstverständlich auch ihren Platz. Etliche unserer Abiturienten studieren an den Universitäten der Stadt oder haben einen Arbeitsplatz gefunden.

Warum ist für die Diözese Temeswar die Existenz eines katholischen Gymnasiums wichtig? Es hat ein Herz für die Transzendenz wie auch für diese Welt. Die Schule trägt viel zur Bewahrung der religiösen Identität bei. Das Motto unseres Gymnasiums wurde von den Piaristen verliehen: „Evangelisierung mit Hilfe der Erziehung“. Das Christliche ist in jedem Wort, Unterricht, Gebet, Gottesdienst und Freiheitsprogramm allgegenwärtig.



Lernaktivitäten

Die Schule hat ihre Mission und Aufgabe erfüllt, wenn jener unter uns Gott spüren kann.

Schulleiter Pfr. Zoltán József Kocsik

## Ernennung und Einführung der neuen Domherren des Temeswarer Domkapitels

Die ehrwürdige Institution des Domkapitels des Hohen Doms, der Kathedrale zum Heiligen Georg zu Temeswar (Catedrala Sfântul Gheorghe din Timișoara), hat durch das Bestätigungs- und Ratifizierungsdekret Nr. 1878, unterzeichnet von Seiner Exzellenz Iosif Csaba Pál, Diözesanbischof von Temeswar, sechs neue Mitglieder erhalten.

Die Einführung der neuen Domkapitulare/Domherren fand am Samstag, dem 24. Februar 2024, am Fest der Erhebung des Heiligen Gerhard, Bischof und Märtyrer, statt. Bei dieser Gelegenheit legten die Mitglieder des Domkapitels den Treueeid vor dem Diözesanbischof ab, um ihr neues Amt antreten zu können, und es wurde ihnen gezeigt, wo sie ihren Platz im Stallum (Chorgestühl) im Altarraum des Doms einnehmen werden. Somit setzt sich das Domkapitel nun wie folgt zusammen:

PRAEPOSITUS MAIOR: Msgr. Johann Dirschl  
 PRAEPOSITUS MINOR: H. H. Zsolt Szilvályi  
 CANONICUS LEKTOR: Msgr. Gjuka Augustinov  
 CANONICUS KANTOR: H. H. Nikola Lauš  
 CANONICUS CUSTOS: H. H. Adalbert Jäger  
 CANONICUS ARCHIDIACONUS: H. H. Árpád Király  
 CANONICUS SENIOR: H. H. János Kapor  
 CANONICUS IUNIOR: H. H. Dorin Gyula Filip  
 CANONICUS ALEXANDRINUS SENIOR: H. H. Sebastian Mirciov  
 CANONICUS ALEXANDRINUS IUNIOR: H. H. Tamás Bene  
 CANONICUS CAROLINUS SENIOR: H. H. Veniamin Pălie

CANONICUS CAROLINUS IUNIOR: H. H. Zoltán Kocsik

Das Kollegium der Ehrendomherren wird durch die Ernennung von Dr. Zoltán Toman, Diözesanpriester im Dienst des Heiligen Stuhls in Rom, und Dr. László Bakó, Pfarrer von Iratoş, Offizial des Diözesangerichts, erweitert. Beide Kleriker waren bisher als Präbendare des Temeswarer Domkapitels tätig. Zu Ehrendomherren können sowohl Priester aus unserer Diözese als auch aus anderen Diözesen ernannt werden. Unter den Ehrendomherren befinden sich bereits – dank der historischen Verbindungen, die die Bischöfe unserer Diözese immer betont und auch auf diese Weise aufrechterhalten haben – seit mehreren Jahren Priester aus der Diözese Szeged-Csanád und der Diözese Zrenjanin. Unter den Ehrendomherren befinden sich auch Geistliche aus den Diözesen Fulda und Regensburg.

Präbendare sind ständige Mitarbeiter der Domherren und durften in der Vergangenheit die Aufgaben der Domherren übernehmen, wenn diese aus verschiedenen Gründen verhindert waren oder zu viele Aufgaben hatten. Dafür wurden sie auch entlohnt: Praebenda bedeutet, dass der betreffende Geistliche eine Pfründe erhielt. Mit dem oben genannten Dekret ernannte Diözesanbischof Iosif Csaba Pál auch zwei Präbendare: Pfr. Marin Matieş, Dekan von Severin, Pfarrer von Caransebeş/Karansebesch, und Pfr. Augustin Bărbuţ, Vize-Ökonom, Pfarrer von Temeswar IX. Allerheiligste Dreifaltigkeit (Marienheim).

Das Domkapitel von Temeswar ist der historische Nachfolger des Domkapitels der Diözese Csanád, wobei sich die Zahl der Kanoniker im Laufe der Jahrhunderte erweiterte. Die Kanoniker, die aus Alters- oder Krankheitsgründen aus dem aktiven Dienst des Kapitels ausscheiden, werden zu emeritierten Domherren.

Der Diözesanbischof dankt allen Mitbrüdern für ihren treuen und aufopferungsvollen Dienst und wünscht allen Mitarbeitern des Domkapitels viel Gnade und Segen für die Arbeit, die sie auch weiterhin leisten werden. Neben den ihnen anvertrauten pastoralen, erzieherischen oder kulturellen Aufgaben sind die Mitglieder des Domkapitels – die Domherren – diejenigen, die einzeln jeweils eine Woche lang die Heiligen Messen in der Domkirche zum Heiligen Georg, der römisch-katholischen Kathedrale der Diözese Temeswar, zelebrieren bzw. an verschiedenen Festen oder Zeitspannen des liturgischen Jahreskreises an gemeinsamen Gebeten teilnehmen. Möge der liebe Gott das gesamte Domkapitel segnen und den Kapitularen Gnade und Kraft für die Aufgaben geben, die vor ihnen liegen!

*Pressestelle der Diözese Temeswar*

## „Oh du Heiliger Fabian und Heiliger Sebastian, Euch bitten wir in dieser Zeit, seid uns zu helfen stets bereit.“ Sankt Sebastian-Gedenktag am Namenstag des Schutzheiligen in Zsámábék/Schambek

Der Tag des Heiligen Sebastian, der 20. Januar, war von der großen Pestepidemie 1739 bis zur Vertreibung Gelöbnisfest und Gemeindefeiertag in Zsámábék/Schambek. Diese schöne Tradition wurde nach der politischen Wende wieder ins Leben gerufen und gehört heutzutage zu einer der wichtigsten Veranstaltungen der Gemeinde.

Es gibt Veranstaltungen, die jedes Jahr in derselben Ortschaft mit denselben Teilnehmern stattfinden und trotzdem jedes Mal berührend sind. Eine solche ist die deutschsprachige Gedenkmesse – zelebriert von Pfarrer Márton Dénes Holnapy –, auf der die Kraft und der Gottesglauben unserer Vorfahren betont werden. Diese Kraft müssen wir auch vor Augen haben, wenn wir die Schwierigkeiten des 21. Jahrhunderts überwinden wollen.



*Die Kirche war ganz voll.*

Sowohl die Lehrer als auch die Schüler der Zichy Miklós-Grundschule nahmen aktiv an der Messe teil. Kinder bedeuten Zukunft, sie werden diese uralte Tradition weiterführen.

Zu dieser familiären Heiligen Messe wird seit 2001 auch der Frauenchor aus Budakeszi/Wudigess eingeladen, um zusammen mit dem Schambeker Chor für die musikalische Umrahmung der Zeremonie zu sorgen. Im Rahmen der Gedenkmesse wird nicht nur der Todesopfer der Pestseuche gedacht, sondern auch denen, die am Leben blieben und für den Wiederbeginn Kraft schöpfen mussten.

Pfarrer Holnapy wies am Anfang der Messe auch darauf hin, dass der Dorfpfarrer vor der Pestseuche floh und Franziskaner aus Buda/Ofen nach Schambek kamen, um bei den Beerdigungen behilflich zu sein. Zwei von ihnen, Pater Wolfgang und Pater Kapistran, verloren dabei ihr Leben. Jedes Jahr erinnern wir auch an sie.

Es war schön zu sehen, dass zahlreiche Großmütter mit ihren Enkelkindern zur Messe kamen, die Kirche war voll. Vorne saßen die Schulkinder der Zichy Miklós-Grundschule, vor allem die Schüler der Klasse 5a mit Klassenlehrerin Judit Kiss, mit Deutschlehrerin Etelka Uhrinyi-Hajdú und mit Direktorin Maria Kovács.

Über das Lebenswerk des Heiligen Sebastian als Schutzheiliger gegen die Pest, Patron der Sterbenden, Eisenhändler, Töpfer, Kriegsinvaliden, Eisen- und Zinngießer, Jäger, Leichenträger, Waldarbeiter und Patron gegen Kirchfeinde berichteten Bence Németh in ungarischer und Virág Jäger in deutscher Sprache.

Die Lesungen und Fürbitten lasen diesmal Erwachsene – darunter Lehrer – vor. Das Erklängen vertrauter Kirchenlieder mit Akkordeon-Begleitung durch Norbert Sax machte auf die Gläubigen einen großen Eindruck.



*Virág Jäger liest das Leben des hl. Sebastian vor.*



*Pfarrer Márton Dénes Holnapy mit den Schulkindern vor dem Nebenaltar des Heiligen Sebastian*

Der Höhepunkt der Zeremonie war die zweisprachige Andacht mit den Kindern vor dem Sankt Sebastian-Nebenaltar. Das alte Gebet von 1843 wurde von den Schülern verlesen, es lautet folgendermaßen:

Allgütiger, allmächtiger Gott!  
 Der du in deinen lieben Heiligen  
 verherrlich(e)t wirst; genehmige gnädigst  
 unsere heutige Andacht, welche wir  
 zu Ehren deiner heiligen Märtyrer Fabian  
 und Sebastian darbringen, und  
 gestatte huldvoll: dass wir insbesondere  
 vor der Pest, wie auch von allen  
 anderen Übeln des Leibes und der Seele  
 allezeit bewahret, deine Segnungen  
 in Frieden genießen, und einstens dich  
 in Gesellschaft deiner Engel und Heiligen  
 im Himmel loben und preisen mögen:  
 Durch Jesus Christus, unseren Herrn  
 und Heiland, der  
 mit dir und in dem heiligen Geiste  
 lebt und reget  
 in aller Ewigkeit. Amen

Johann Bechtold, Vorsitzender der Deutschen Selbstverwaltung, lud die Chormitglieder, Gäste und Schulkinder nach der Messe ins Gemeindehaus ein. Hier fand der Haussegen, zelebriert von Pfarrer Holnapy, in deutscher Sprache statt. Es ist ein alter Brauch, am Dreikönigstag die Häuser und Wohnungen zu segnen. Die Haussegnung wird meistens mit der ganzen Familie gefeiert. Die Buchstaben C M B werden volkstümlich als die Anfangsbuchstaben der drei Könige Caspar, Melchior und Balthasar gesehen. Freilich bedeuten diese Buchstaben „Christus mansionem benedicat – Christus segne dieses Haus“.

*Maria Herein Körös*



## „Mit dem Mut Mariens“

### Samstag, 13. Juli 2024

**15:00 Uhr Eröffnungsgottesdienst** in der Stiftskirche mit Stiftskanoniker Johann Palfi und Ursula Stöckl an der Orgel mit dem Chor der „Weidenthaler Mädels“. *Anschließend referiert Domkapitular Pfr. Andreas Reinholz aus der Wallfahrts-Basilika Maria Radna/Banat/Rumänien zum Thema „Märtyrer in der Zeit des Totalitarismus in Rumänien“.*

**20:00 Uhr Vorabendgottesdienst** in der Basilika St. Anna. Hauptzelebrant Domkapitular Pfr. Andreas Reinholz und Ursula Stöckl an der Orgel mit dem Chor der „Weidenthaler Mädels“. Anschließend Lichterprozession zur Gnadenkapelle mit religiösen Liedern.

### Sonntag, 14. Juli 2024

**9:30 Uhr Prozession** der Fahnenabordnungen, Pilger-, Trachtengruppen, Marienmädchen, Blaskapelle der HOG Sanktanna von der Gnadenkapelle zur Basilika. Eröffnung und Begrüßung der Pilger.

**9:45 Uhr Fachvortrag:** PD Dr. Angela Ilić, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der LMU München zum Thema: „Märtyrer und Glaubenszeugen: Mutige Vorbilder“.

**10:00 Uhr Pontificalgottesdienst** in der Basilika St. Anna mit Erzbischof em. Dr. Ludwig Schick aus Bamberg. Konzelebranten: Pfr. GR Klaus Rapp, Msgr. Dr. Josef Zerndl, Msgr. EGR Andreas Straub, Pfr. Paul Kollar, Pfr. Andreas Reinholz, Pfr. Karl Zirmer, Pfr. Adam Possmayer, Stiftskanoniker Johann Palfi und die donauschwäbische Singgruppe aus Landshut. Leitung Reinhard Scherer.

Der Pontificalgottesdienst wird vom Fernsehsender K-TV direkt übertragen.

**14:00 Uhr Marienliedersingen** in der Basilika mit Reinhard Scherer, Landshut.

**14:30 Uhr Marienandacht** in der Basilika mit Pfr. Andreas Reinholz und Konzelebranten

**Veranstalter:** St. Gerhards-Werk e. V., Jahnstr. 30, 70597 Stuttgart, Tel.: 0711-9791-4881 mit Unterstützung des Gerhardsforum e. V., Piusstr. 11, 81671 München

**Gesamtkoordination:** Josef Lutz, Nürnberg, Tel. 0911-268281, E-Mail: joseflutz@aol.com

## Termine

- 9.5. Gelöbniswallfahrt nach Bad Niedernau  
25.5. Kulturtagung in München: „Aufklärung und Josephinismus in der Religiosität der Donauschwaben“  
23.6. Wallfahrt zum Dreifaltigkeitsberg in Spaichingen  
13./14.7. Wallfahrt nach Altötting
- 26.7. Mitgliederversammlung im Haus der Donauschwaben in Sindelfingen (mit anschließender Vorführung des Films „Ein Franke lernte Polka“ von Udo Pörschke)  
9.11. Kulturtagung in Sindelfingen: „Verhärtete Frömmigkeit im 19. Jahrhundert“

## Bildnachweise

- Titel: Bistumsarchiv Hildesheim, Fotosammlung  
S. 7, 8: Michael Prosser-Schell, April 2019  
S. 9, 10 unten: Familie Frank  
S. 10 oben, 15, 16 oben: Jakob Bleyer Heimatmuseum
- S. 11: Fortepan  
S. 16 unten: Stefan P. Teppert  
S. 19, 20: Zoltán-Josef Kocsik  
S. 21, 22: Maria Herein Körös

## Impressum

**Herausgeber:** St. Gerhards-Werk e. V., Jahnstr. 30, 70597 Stuttgart  
Vereinsregister: VR1610 Amtsgericht Stuttgart

**Vorsitzender:** Pfarrer GR Klaus Rapp, Bachgasse 14, 69502 Hemsbach

**Redaktion:** Rainer Bendel, Robert Pech, Klaus Rapp

**Satz und Layout:** Martin Wambsganß

**Druck:** Bischöfliches Ordinariat Rottenburg, Abt. Zentrale Verwaltung, Hausdruckerei, auf 100% Umweltpapier (Blauer Engel)

Der „Gerhardsbote“ erscheint zweimal im Jahr, zu Ostern und zu Weihnachten. Redaktionsschluss ist **sieben Wochen vor Ostern** und **1. Oktober**.

NEUE Homepage: <http://gerhards-werk.oikolinks.de/>. Hier finden Sie zum Download die neuesten Ausgaben des Gerhardsboten seit Nr 1/2021.

Vorläufig bleibt die alte Homepage noch online: [www.sankt-gerhard-werk.de](http://www.sankt-gerhard-werk.de).

Neue wie alte Homepage beinhalten einen Link, der einen direkten Zugriff auf ältere Gerhardsboten bis zum Jahr 2020 und Downloads ermöglicht. Diese Ausgaben wurden in Kooperation mit der Bibliothek des Ostens in Herne eingescannt.

<https://martin-opitz-bibliothek.de/de/elektronischer-lesesaal?keyword=0468520>

<http://digi96.martin-opitz-bibliothek.de/mob/documentviewer/search/0468520>

Der Bezugspreis für Deutschland und Europa beträgt 13,- Euro im Jahr inkl. Postversand, für Übersee 20,- \$U

**Bankverbindung:** St. Gerhards-Werk e. V., Volksbank Tübingen, IBAN: DE10 6406 1854 0309 1780 02, BIC: GENO-DES1STW

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Verfasser, nicht unbedingt die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung auf Papier und elektronischen Datenträgern sowie Einspeisung in Datennetze nur mit Genehmigung.